Bibel und Babel

Eine kulturgeschichtliche Skizze

von

Eduard König,

Dr. phil. u. theol., ordentlichem Professor an der Universität Bonn.

Berlin 1902.

Verlag von Martin Warneck.

Th. Robert Golz

Enthält:

1/ Ed. König, Bibel u. Babel

2. Alfr. Jeremias, Im Kampfe um Babel und Bibel.

Bibel und Babel

Eine kulturgeschichtliche Skizze

von

Eduard König,
Dr. phil. u. theol., ordentlichem Professor an der Universität Bonn.

Berlin 1902.
Verlag von Martin Warneck.

Es war im Jahre 1774, als einer von den sechs Koryphäen der zweiten klassischen Periode unserer Nationallitteratur, Johann Gottfried Herder, die ersten drei Teile seines Werkes „Die älteste Urkunde des Menschengeschlechts“ herausgab. Im dritten Teile (S. 181)[1]) erwähnte er bereits den Namen Anquetil du Perron, und auf dessen Forschungen blickte er jedenfalls zurück, indem er voll Freude schrieb: „Jetzt, da ein neuer Lauf und Zusammenhang mit wie mehreren Zeugnissen, Datis und Factis errichtet worden, jetzt hat der Geschichtsschreiber Boden (a. a. O., S. 214).“ Anquetil du Perron hatte nämlich 1771 angefangen, als Hauptfrucht seines mühevollen Aufenthaltes in Indien die erste europäische Übersetzung des Zend-Avesta, des heiligen Buches der Perser, zu veröffentlichen. Als davon auch der dritte Band 1774 erschienen war, da war Herder vollends ganz Jubel.[2]) Wie hätte auch der Eindruck jener Veröffentlichung eines wichtigen Werkes der antiken Litteratur bei Herder ein anderer sein können! Ist es denn nicht eben Herder gewesen, der aufs schärfste erkannt hat, dass die Literatur eines einzelnen Volkes nur erst bei ihrer Vergleichung mit der Menschheitsliteratur den ihr wirklich gebührenden Rang erhalten kann? Welchen Triumphgesang also würde er angestimmt haben, wenn er es voll erlebt hätte, dass die Schriftdenkmäler Vorderasiens aus viertausendjährigem oder noch längerem Schlafe wieder aufgeweckt wurden!

---

[1]) Herder, Sämtliche Werke zur Religion und Theologie, herausgegeben von J. G. Müller, 6. Teil.

[2]) Siehe Herder, Sämtliche Werke etc., 11. Teil, S. 14.

Doch war es allerdings nur gleichsam eine kurze sternenhelle Sommernacht, die seit Herders Tagen noch über den Schriftmonumenten Vorderasiens lagerte. Ja, ein allererstes Aufblitzen der Erkenntnis jener Schriftdenkmäler kann noch wie ein verheissungsvolles Morgenrot der für alles Wahre, Gute und Schöne hervorragend empfänglichen Seele Herders entgegengeleuchtet haben. Denn vielleicht hat er schon von der Vermutung Josef Hagers 1801 gehört, dass die kurz vorher zu Babylon gefundene Keilschrift auch die Grundlage der Kultur des assyrischen Weltreiches war.[1]) Noch wahrscheinlicher hatte er etwas von der grossen Entdeckung erfahren, die jetzt gerade vor hundert Jahren am 4. September[2]) Grotefend in einem vor der gelehrten Gesellschaft zu Göttingen gehaltenen Vortrag veröffentlichte, dass er nämlich in drei Zeichengruppen der altpersischen Keilinschriften die Königsnamen *Vischtasp* (*= Hystaspes*) etc. gefunden habe — wie ja ebenfalls in demselben Jahre 1802 der erste Versuch zur Enträtselung der älteren Schriftzüge Ägyptens bekannt wurde, die auf dem Basaltstein standen, den der Ingenieurleutnant Bouchard drei Jahre vorher beim Schanzenbau zu Rosette gefunden hatte.[3])

Wie seit jener Zeit die babylonisch-assyrischen Keilschriftdenkmäler allmählich als eine neue Quelle der menschlichen Erkenntnis erschlossen wurden, braucht nicht im einzelnen erzählt zu werden. Es genügt, folgende Momente hervorzuheben.

---

[1]) Hager veröffentlichte eine wichtige Schrift „A dissertation etc.“, deutsch von Klapproth unter dem Titel „Über die vor kurzem entdeckten Babylonischen Inschriften“ (Weimar 1802). Genaueres darüber findet man bei F. Hommel, Geschichte Babyloniens und Assyriens, S. 73.

[2]) Nicht am „14.“, wie in Delitzsch, Assyrische Grammatik (1889), § 3 steht.

[3]) Silvestre de Sacy, Lettre au citoyen Chaptal, ministre de l’Intérieur, au sujet de l’inscription du monument trouvé à Rosette (Paris 1802).

James Rich, Vertreter der Ostindischen Kompanie zu Bagdâd, hatte auf einer Durchreise durch die Stadt Mosul, bei der eine Brücke über den Tigris führt, gehört, dass an dem östlich davon liegenden Ufer kürzlich eine Figur gefunden worden sei. Dies war in der Nähe der beiden östlich von Mosul liegenden Dörfer geschehen, von denen das nördlichere *Kujundschik* („Schäfchen") und das südlichere *Nebi Junus* („Prophet Jonas") heisst.[1]) Als Rich nun in der Nähe dieser Orte nachgraben liess, war seine Ausbeute — Fragmente von Töpfen und Ziegeln — so gering, dass sie in einer Kiste von drei Kubikfuss Rauminhalt nach London transportiert werden konnte. Aber das Studium dieser Funde vermochte doch den deutschen Orientalisten Julius Mohl, damals Sekretär der Asiatischen Gesellschaft zu Paris, mit den besten Erwartungen zu erfüllen. Von der gleichen Begeisterung getragen, widmete Émile Botta, seit 1842 Konsul zu Mosul, sich dem Forschungswerke, und ein christlicher Bewohner von Khorsabâd, einem etwa vier Stunden nordöstlich von Kujundschik liegenden Dorfe, wies ihm die richtige Spur. Dieser Mann brachte aus seinem Dorfe zwei grosse Ziegel mit Schriftzeichen nach Mosul. Er war ein Färber und hatte bis dahin seine Kesselanlagen aus solchen Ziegeln gebaut! Am 30. März 1843 liess nun Botta in Khorsabâd nachgraben, und der Erfolg war derartig, dass jener Tag nicht mit Unrecht als der Geburtstag der Assyriologie bezeichnet worden ist. Denn schon in wenig Tagen stellten die Nachgrabungen ein grossartiges Schauspiel vor die Augen des Forschers. Die Arbeiter legten nämlich die Tore und Säulen und Wände eines weit ausgedehnten Palastes frei. Auch den Erbauer dieses Palastes konnte Botta gleichsam begrüssen. Denn prachtvolle

[1]) *Kujundschik* oder *Kojundschuk* ist das Diminutivum vom türkischen Worte *kojun* „Schaf", und der Name soll andeuten, dass das Dorf wie ein „Schäfchen" auf der Grasfläche liege. — Zu *Nebi Junus* wird das Grab des Propheten Jonas gezeigt.

Basreliefs an den Wänden der Säle stellten ihn dar, wie er auf seinem Throne sass, oder in seinem Kriegswagen fuhr, oder wie er den Tribut besiegter Völker entgegennahm, oder seinen Göttern opferte. Daraus erkannte man, dass der Erbauer dieses Palastes von Khorsabâd der Beherrscher Ninives war, und später wurde entdeckt, dass dieser Palast für Sarrukin erbaut worden ist, dessen Name sich in der Form Sar(e)gon auch Jes. 20,1 erwähnt findet. Botta brachte seine reiche Ernte 1845 nach Paris.

Im Herbste desselben Jahres 1845 begann Austin Henry Layard seine Ausgrabungen in dem oben erwähnten Dorfe Kujundschik, setzte sie später acht bis neun Stunden südlich von Nebi Junus, im heutigen Nimrûd fort, wo vier grosse Paläste blossgelegt wurden, und beendete sein Werk später in Kujundschik, wo ebenfalls ein Palast aufgedeckt wurde. Während Layard seine Schätze in die Säle des Britischen Museum transportieren liess, haben die Franzosen die Nachgrabungen an zwei Punkten fortgesetzt. Nördlich von Ninive hat Victor Place 1851—55 in Khorsabâd die Anbauten jenes zuerst aufgefundenen Palastes, nämlich den Harem, die Beamtenwohnungen, die Küchen, die Magazine etc., aufdecken lassen. Südlich griff eine Expedition, von deren Führern Jules Oppert noch lebt, auch endlich auf dem Trümmerfeld von Babylon, beim heutigen Hilleh oder Hillah am Euphrat, die Ausgrabungen an. Aber das Schiff, das die Funde von Babel trug, ist am 23. Mai 1855 in den Fluten des Tigris versunken.

Da die darauffolgenden höchst verdienstvollen Expeditionen, die von englischer, französischer und amerikanischer Seite unternommen wurden, sich nicht die Residenzstadt des babylonischen Reiches zum Ziel ihrer Thätigkeit erwählten, so blieb dieser wichtigste Mittelpunkt des babylonischen Lebens noch am meisten der systematischen Erforschung bedürftig. Daher konnte die — unter dem huldvollen Protektorat Seiner Majestät

des Kaisers stehende — „Deutsche Orientgesellschaft in Berlin“ für ihre Thätigkeit kein wichtigeres Feld, als Babylon, wählen, und sie hat dort in den Ostertagen des Jahres 1899 ihre Arbeit begonnen. Schon hat das vom Feuereifer Friedrich Delitzschs inspirierte und vom trefflichst geübten Blick Dr. Koldeweys geleitete Ausgrabungswerk sehr erfreuliche Funde an das Tageslicht gefördert: z. B. das Bildnis eines hethitischen Gottes; die Prozessionsstrasse mit ihren farbenreichen Ziegelreliefs, auf welcher beim Neujahrsfeste der Babylonier der Gott Nabû (= Nebó) zum Besuche seines Vaters Marduk (= Merodach) getragen wurde; das babylonische Nationalheiligtum Ê-sak-kil und nicht wenige Inschriften.[1])

Wie umfangreich die so gefundenen Schriftdenkmäler Babyloniens und Assyriens gegenüber den ebenfalls keilschriftlichen Tell el-Amarna-Briefen, die 1887/88 in Ägypten ausgegraben wurden, und gegenüber der Mesa-Inschrift und andern neuerdings in Vorderasien entdeckten Inschriften sind, kann man schon aus einer Vergleichung von Eberhard Schraders „Keilinschriftlicher Bibliothek“ mit Lidzbarskis „Handbuch der nordsemitischen Epigraphik“ ersehen. Jene Bibliothek, die übrigens in ihrem fünften Bande auch die Tell el-Amarna-Briefe bietet, hat im Jahre 1900 ihren sechsten Band erreicht, während die nordsemitischen Inschriften in einem Bande vereinigt sind.[2])

Welchen Quellenwert besitzen aber nun die babylonisch-assyrischen Schriftdenkmäler, die durch jene überraschenden Funde uns geschenkt worden sind?

Diese Frage kann — vor uneingeweihten Lesern — nicht völlig unterdrückt werden, und sie dürfte im

---

[1]) Vgl. weiter in den „Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft“, No. 3 (November 1899) und No. 7 (Februar 1901).

[2]) Diese „Keilinschriftliche Bibliothek“ ist bei den weiter unten folgenden Citaten allemal als Quelle gemeint, so oft nicht ein anderer Fundort ausdrücklich angegeben ist. — Mark Lidzbarskis Werk ist 1898 erschienen.

gegenwärtigen Stadium der wissenschaftlichen Forschung am besten durch folgende vergleichenden Sätze zu beantworten sein: einerseits ist in der babylonisch-assyrischen Keilschriftliteratur nicht alles unzweifelhaft authentisch, unversehrt und sicher deutbar, und andererseits ist in der hebräischen Literatur nicht alles so jung und tendenziös verfärbt, wie eine Anzahl neuester Forscher anzunehmen geneigt ist. Betrachten wir die beiden Seiten dieser Behauptung der Reihe nach!

Einerseits ist zu bedenken, dass am Euphrat und Tigris nicht lauter Originaldarstellungen gefunden worden sind. Denn insbesondere für die Bibliothek Asurpanibals (668—626 v. Chr.) sind durch königliche Schreiber Abschriften früherer Literaturprodukte angefertigt worden. „Die Bibliotheken Babyloniens liess er nicht plündern, sondern er liess die literarischen Schätze, die dort verborgen waren, mit assyrischen Buchstaben abschreiben.“[1]) In einer solchen Abschrift aus dem 7. Jahrhundert ist auch das Gilgamesch-Epos erhalten, auf dessen elfter Tafel von der grossen Flut erzählt ist. Damit war immerhin wenigstens die Möglichkeit von Alteration gegeben. — Ferner leiden auch die assyrisch-babylonischen Schriften nicht selten an Verschiedenheit der Lesarten. Z. B. existieren in einem Texte die Lesarten *mari* und *ki* (Keilinschriftliche Bibliothek II, S. 190). Der Herausgeber dieses Textes bemerkt dazu: „Natürlich ein Schreibfehler.“ Ein anderes Mal (II, S. 240) heisst es: „Der Text bei Smith bietet doppeltes *n*. Ob nun Smith oder schon einstmals der assyrische Schreiber der Urheber des Fehlers ist, muss unsicher bleiben.“ Demnach sind jene Schriftdenkmäler von Ninive und Babylon auch nicht dem Schicksal aller Literatur entgangen, dass beim Vervielfältigen der Texte Veränderungen der-

---

[1]) C. P. Tiele (in Leiden), Babylonisch-assyrische Geschichte, 2 Teile (1886—88), S. 402.

selben eingetreten sind.[1]) — Diese Schriften sind sodann zum Teil zerbrochen, wie die Tafeln des ebenfalls aus dem 7. Jahrhundert uns überlieferten Weltschöpfungs-Epos, weshalb z. B. die Reihenfolge der Schöpfungswerke unsicher bleibt. Jedenfalls sind diese Schriften schwer lesbar und ihrem Sinne nach nicht immer zweifellos. Wie oft muss das Auge sich mit der Lupe bewaffnen, um nur überhaupt die Schriftzüge erkennen zu können![2]) — Sodann sind in diesen Schriften mindestens dreihundert Zeichengruppen verwendet,[3]) und es musste auch die leidige Tatsache konstatiert werden, dass einzelne Zeichen an verschiedenen Stellen einen verschiedenen Wert besitzen. „Diese Schrift hat auch die Eigentümlichkeit, dass sie mit denselben Zeichen verschiedene Silben und verschiedene Begriffe ausdrückt, d. h. sie ist auch polyphonisch.“[4])

Diese Keilschriften sind auch nicht lauter objektive Geschichtsurkunden, wie man gern denken möchte, weil sie auf hartem, unverweslichem Material eingegraben sind. Aber Tontafeln waren am Euphrat und Tigris und weiterhin nur ebenso das gewöhnliche Schreibmaterial, wie anderwärts ein dort naheliegender Stoff (Papyrus, etc.), sodass also das Sprichwort, das bei uns in Bezug auf das Papier gebräuchlich ist, am Euphrat und Tigris lauten musste: „Ton-

---

[1]) Belege findet man noch bei Tiele a. a. O., S. 374, wo „eine nachlässige Kopie eines Denksteins“ erwähnt wird.

[2]) Vgl. z. B. Keilinschriftliche Bibliothek VI, 1 (1900), S. XVI, 3 etc.

[3]) Friedr. Delitzsch, Assyrische Grammatik, S. 17—40; Assyrisches Handwörterbuch (1896), S. XV—XX.

[4]) So sagt Eberhard Schrader in Riehms Handwörterbuch des biblischen Altertums, S. 101, und L. W. King urteilt in der Encyclopaedia Biblica I (1899), p. 423: „The system was further complicated by the fact that the majority of signs were polyphonous, that is to say, they had more than one syllabic value and could be used as ideogramms for more than one word.“

täfelchen sind geduldig." In der Tat giebt ein kritischer Forscher, wie C. P. Tiele, z. B. das Urteil ab, dass „es den späteren Schreibern nicht um Geschichte, sondern um die Verherrlichung des Königs Asurpanibal (668—626 v. Chr.) zu tun war".[1]) Auch Carl Bezold hat ausdrücklich anerkannt, dass in Assyrien und Babylonien die Vorliebe von Regenten dokumentiert sei, ihr Geschlecht von alten mächtigen Familien herzuleiten.[2]) Es kann auch nicht bestritten werden, dass assyrische Könige manchmal einen gewissen Kriegsbulletinstil angewandt, ihre Siege gepriesen, aber ihre Niederlagen verschwiegen haben. Denn z. B. der Sieg Sanherib's über die Ägypter bei Altaqu, dem heutigen Eltekeh in der Nähe der Mittelmeerküste Palästinas (701 v. Chr.), ist in der grossen Prismainschrift Sanheribs ausführlich beschrieben. Er sagt darüber nach der „Keilinschriftlichen Bibliothek" II, S. 93: „Vor der Stadt Altaqu stand ihre Schlachtordnung mir gegenüber. Sie erhoben (?) ihre Waffen. Im Vertrauen auf Aschur, meinen Herrn, kämpfte ich mit ihnen und führte ihre Niederlage herbei. Den Obersten der Wagen etc. nahm ich mit eigener Hand gefangen, etc." Aber über Sanheribs späteren fluchtartigen Rückzug aus der Nähe Ägyptens, der in Jes. 37, 36 berichtet wird und mit dem doch Herodot II, 141 (Josephus, Antiquitates X, 1, 4) zu kombinieren ist, hat man auf jenem Prisma und überhaupt in den Keilschriften noch kein Wort bis jetzt gefunden.[3])

---

[1]) C. P. Tiele, Babylonisch-assyrische Geschichte, S. 372. — Man vergleiche in seinem Werke hauptsächlich den Abschnitt „Kritik der Keilschrifttexte als Geschichtsquellen" (S. 12—37), wo Beispiele von Unvollständigkeit und sonstiger Unzuverlässigkeit der Keilschriften besprochen sind.

[2]) Carl Bezold (Professor der Assyriologie in Heidelberg), die Fortschritte der Keilschriftforschung in neuester Zeit (1889), S. 16.

[3]) Die erwähnte Kombination von Jes. 37, 36 mit Herodot II, 141 wird auch von Duhm im „Handkommentar zu Jesaja (1902), S. 243 und Prášek in The Expository Times 1902, S. 327b trotz

Andererseits entbehren die hebräischen Geschichtsberichte keineswegs vieler Glaubwürdigkeitsspuren. Hier seien drei Proben!

Die erste Probe kann gleich aus dem Teile des Alten Testaments genommen werden, der soeben berührt wurde. In ihm begegnet dem aufmerksamen Leser des Urtextes folgende Erscheinung. In 2. Kön. 18, 13—20, 21 findet sich der Name des Königs Hiskia fünfmal in der kürzeren Form Chiẕqijja und neunundzwanzigmal in der längeren Form Chiẕqijjahu. Stehen nun diese beiden Namensformen bunt durch einander? Nein, *die fünf kürzeren Formen* Chiẕqijja *stehen in* 2. Kön. 18, 14—16 *beisammen*, und die neunundzwanzig längeren Formen Chiẕqijjahu stehen in 2. Kön. 18, 13 und V. 17 ff.! Nun gibt es zu 2. Kön. 18, 13—20, 21 eine Parallele im Alten Testament: Jes. 36—39. Aber *jene drei Verse* 2. Kön. 18, 14—16, worin die fünf kürzeren Formen Chiẕqijja stehen, *fehlen* im Jesajabuche! Haben wir in diesem Abschnittchen also nicht schon wegen dieser zwei Umstände eine besondere Quelle? Gewiss, und wie trefflich stimmt dazu das dritte Faktum, dass auch der Inhalt dieser drei Verse von dem ihrer Umgebung differiert! Sie sind ein Bruchstück einer besonderen Relation über die Ereignisse des Jahres 701 v. Chr. Aber die Hauptsache ist doch dies, dass diese Quelle bei ihrer Hineinleitung in den Gesamtbericht über das Jahr 701 *in ihrer Eigenart belassen*, und dass diese durch die Jahrhunderte hindurch bewahrt worden ist. Wie leicht doch hätte die kürzere Namensform Chiẕqijja im vorhergehenden Satze (V. 13) oder im darauffolgenden Satze (V. 17) nachgeahmt werden können! Es ist *nicht* geschehen. Solchen *Konservativismus* gegenüber der *Eigenart* von *literarischen Quellen* beobachten wir auch noch sonst im Alten Testament und können darnach z. B.

Meinhold, Die Jesajaerzählungen (1898), S. 33 ff. und Marti, „Kurzer Handkommentar" zu Jesaja (1900), S. 259 gebilligt.

im Pentateuch verschiedene Ausprägungen der ältesten Erinnerungen Israels unterscheiden.

Als zweite Probe sei folgendes gegeben: Die hebräischen Geschichtsbücher haben gar wohl die Grade unterschieden, in denen die einzelnen Personen von der legitimen Religion Israels abgewichen sind. Denn an einer Reihe von Königen ist nichts weiter getadelt, als dass sie eine Vielheit von Kultstätten duldeten (1. Kön. 15, 14; 22, 44; 2. Kön. 12, 3; 14, 3 f.; 15, 4. 34 f.). Von diesen relativ frommen Königen sind die Herrscher unterschieden worden, die — mit Verletzung des Grundprinzips Exod. 20, 4 f. — den geistigen Gott Israels durch sinnlich wahrnehmbare Gebilde veranschaulichen wollten: Jerobeam I. und andere (1. Kön. 12, 28 f.; 14, 16; 15, 26. 34; 16, 13. 19. 26; 2. Kön. 3, 3; 10, 29; 13, 2; 14, 24; 15, 9. 18. 24. 28.) Endlich der schlimmste Grad von religiöser Verirrung wird den Königen Israels und Judas zugeschrieben, die — im Gegensatz zum ersten Prinzip des Dekalogs (Exod. 20, 3) — sogar anderen Göttern huldigten. Wie klar das Bewusstsein von diesen verschiedenen Graden der religionsgeschichtlichen Verirrung war, leuchtet z. B. aus folgenden Worten hervor: „Und es war das Geringste,[1]) dass Ahab wandelte in den Sünden Jerobeams . . . und er schritt dazu fort, dass er dem Baal diente“ (1. Kön. 16, 31), und wesentlich ebendasselbe schärfste Urteil ist in 18, 22; 21, 26; 2. Kön. 1, 3; 8, 27 und 16, 3 zu lesen. Also die Geschichtsschreiber der Hebräer haben gar wohl einen Unterschied zwischen der Verletzung des blossen Cerimonialgesetzes und dem Verleugnen der religiösen Grundprinzipien ihrer Nation gemacht. Auch diese Geschichtsschreiber haben keineswegs ihre Augen vor den verschiedenen Seiten der geschichtlichen Wirklichkeit verschlossen.[2])

---

[1]) Vgl. meine „Historisch-komparative Syntax des Hebräischen“ (1897), § 309 b und 353 f.

[2]) Es ist also nicht wahr, dass in den Büchern der Könige „sachliches Interesse für den historischen Stoff sich nirgends

Das Dritte, woran ich hier noch erinnern möchte, sei die Tatsache, dass Israel in seinem Geschichtsbewusstsein eine vormosaische Periode unterschieden hat. Also aller Glanz, in welchem die mosaische Periode als die Jugendzeit des israelitischen Volkes (Hos. 11, 1) strahlte, hat doch nicht das Licht erbleichen lassen, das aus den vormosaischen Tagen in die Erinnerung Israels herüber funkelte. Vielmehr trotz der überragenden Grösse Mose's, welcher der glänzende Heros bei der Hauptwende der politischen und religiösen Existenz Israels war, sind auch Abraham und Jakob als Anfänger der nationalen Existenz und der religiösen Mission des israelitischen Volkes anerkannt worden. Die geschichtliche Erinnerung des alten Israel muss doch sicherer fundamentiert gewesen sein, als manche jetzt meinen.

Freilich muss man sagen, dass die hebräische Überlieferung z. B. in Bezug auf die Zeitangaben unleugbare Verirrungen enthält. Dies ist auch von mir längst betont und nachgewiesen worden.[1]) Aber auch in Bezug darauf dürften manche neuere Behauptungen zu weit gehen. Denn allerdings ist das Gründungsjahr des Salomonischen Tempels als das 480. Jahr seit dem Auszug Israels aus Ägypten bezeichnet worden (1. Kön. 6, 1), aber sind auch von da bis zum Ende des Exils wieder 480 Jahre gerechnet worden?[2]) Dies ist weder im Alten Testament gesagt — was angesichts jener ausdrücklichen Bemerkung von 1. Kön. 6, 1 sehr wichtig ist — noch lässt es sich aus den chronologischen Angaben des Alten Testaments ableiten, und es hat viele Gegengründe gegen sich.[3]) — Übrigens sind

zeigt", wie Wellhausen in der 4. Aufl. von Bleeks Einleitung in das Alte Testament, S. 259 sagt.

[1]) Beiträge zur biblischen Chronologie (Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft etc. 1883, S. 281—289, 393—405, 449—458, 617—621).

[2]) Delitzsch, Babel und Bibel, S. 23.

[3]) Die Aufstellungen von Wellhausen und Robertson Smith, auf die man sich (Babel und Bibel, S. 23) immer noch beruft,

Zahlenangaben nicht das wichtigste Element, um die Glaubwürdigkeit einer Überlieferung zu beurteilen. Man kann dies schon an Erinnerungen von Zeitgenossen beobachten. Ich habe einen Mann gekannt, der mit lebendigster Anschaulichkeit und — wie eine Nachprüfung ergeben hat — mit voller Zuverlässigkeit über Ereignisse der Napoleonischen Kriege erzählen konnte. Aber über die Zeitpunkte der einzelnen Gefechte und Märsche sprach er nicht ebenso. — Unsicherheit in chronologischen Angaben beweist also nicht auch Unzuverlässigkeit in sachlichen Bemerkungen. Und kann ein Beleg dafür nicht gerade auch aus den hebräischen Geschichtsbüchern in Bezug auf Babylon angeführt werden? O gewiss. Denn das Alte Testament hat in der sogenannten Völkertafel (Gen., Kap. 10) zwar die Stadt Babel genannt (V. 6), aber dabei Babel als Königssitz eines Helden aus der Völkerfamilie der Hamiten, nämlich des Nimrod, bezeichnet. Aber das Alte Testament hat in dieser Völkertafel die Chaldäer noch gar nicht genannt — vgl. den interessanten Zwischenruf in Jes. 23, 13 — sondern verbindet diese mit Babel erst von 2. Kön. 24, 2 an. Die hebräische Geschichtsschreibung hat also die richtige Kunde von der Nichtidentität der Babylonier und der Chaldäer bewahrt, die neuerdings hauptsächlich von A. J. Delattre auch in den Keilschriften gelesen worden ist.[1])

---

sind schon in meinen Beiträgen als unbegründet und unbegründbar erwiesen worden. — Z. B. habe ich schon damals gesagt: „Wenn die Regierungsjahre der Könige unbekannt gewesen wären, so wüsste man nicht, weshalb nicht wie bei den Richtern runde Zahlen, also 20, 40, 80 gewählt wären." — Die Summen der Regierungsjahre nimmt man denn neuerdings auch wirklich als überlieferte Grössen an und meint nur, dass „einzelne Zahlen zu dem Zwecke geändert worden sein mögen" (Guthe, Geschichte Israels 1899, S. 151), um 480 Jahre vom Tempelbau bis zum Exil herauszubringen. — Eine kindliche Operation zu einem, wie wiederholt werden muss, im Alten Testament keineswegs angedeuteten Zwecke!

[1]) A. J. Delattre, Les Chaldéens jusqu'à la formation de l'empire de Nabuchodonosor, 2. éd., pag. 2 ss.: „Jusqu'à

So wird sich denn das Licht der beiden Literaturen, deren Beschaffenheit mit einigen Strichen charakterisiert worden ist, einander ergänzen müssen, wenn von den kulturgeschichtlichen Beziehungen Babyloniens und Palästinas ein richtiges Bild entstehen soll.

Allerdings ist das neue Licht, das aus den babylonischen Quellen uns entgegenströmt, in mancher Hinsicht zunächst das übermächtige. Schon die Ausgrabungsplätze selbst haben manchen Ort, der im Alten Testament bloss einfach genannt war, in konkreter Anschaulichkeit vor unsere Augen gestellt. Z. B. können wir uns jetzt besser vorstellen, weshalb Ninive mit Rechoboth und Kalach (= Nimrûd) und Resen schliesslich zu einem gewaltigen Stadtquadrat zusammengerückt ist und diese vier in ihrer Gesamtheit die Bezeichnung „die grosse Stadt“ erlangt haben (Gen. 10, 11 f.). Sanherib (705—681 v. Chr.) berichtet ja von sich: „Damals vergrösserte ich das Weichbild von Ninua bedeutend (?), seine Mauern und seine Umfassung, welche es vor mir nicht gehabt hatte, baute ich neu und machte sie hoch wie einen Berg“ (Keilinschriftliche Bibliothek II, 117).[1] Treten wir sodann in die Städte ein, welche durch die Ausgrabungen neu erschlossen worden sind, welche Fülle von Schöpfungen der Architektur, der Plastik und des Handwerks treten uns da entgegen! Wie veranschaulichen sie uns die Pracht und die Machtmittel der Herrscher, die im Alten Testament oftmals als die Eroberer Vorderasiens erwähnt sind! Wie genau können wir uns nun z. B. die assyrischen Kriegswagen vorstellen, deren einhersausende Räder von Jesaja (5, 28) mit dem Sturmwinde verglichen werden! Wie deutlich stehen jetzt die Militärkolonnen des Babyloniers vor unsern Augen,

---

Nabopalassar et Nabuchodonosor les Chaldéens habitent, au sud-est de la Babylonie, la plaine de l'Euphrate et la rive méridionale du Shat-el-Arab jusqu'au golfe Persique,“ etc.

[1]) Übrigens auch Ktesias bei Diodorus Siculus 2,23 sagt: *Νῖνος μεγάλη*.

von denen Habakuk (1, 8) sagt: „Seine Reiter ziehen von fern daher, als flögen sie, wie die Adler (oder vielmehr: Geier), die zum Frass eilen!"

Aber muss das Licht der Erkenntnis, das wir bisher über die kulturgeschichtlichen Beziehungen Palästinas und des Euphratgebietes besassen, an allen Punkten vor den Strahlen der neuentdeckten Denkmäler erbleichen?

Wie müssen uns nunmehr zunächst die ethnologischen Beziehungen Babyloniens und Palästinas erscheinen? — „Rasse und Kultur" ist ja jetzt ein beliebtes Thema. — Waren die beiden genannten Länder einst von Kanaanäern bewohnt? In Bezug auf Babylonien dürfte diese Frage gewiss vielen überraschend sein. Aber in der angeführten Broschüre „Babel und Bibel" ist sie bejaht. Da wird einfach von „den alten kanaanäischen Stämmen gesprochen, die sich um 2500 v. Chr. in Babylonien sesshaft gemacht und denen Hammurabi, Abrahams Zeitgenosse (ebenda S. 8), selbst angehörte" (S. 46), und ebenso lesen wir es auf S. 47. Worauf beruht diese Ausdrucksweise? Sie mag darauf beruhen, dass Ki-Ingi als „ein Teil Chaldäas" entdeckt worden ist (Hommel, Vier neue arabische Landschaftsnamen im Alten Testament 1901, 315).[1]) Sie könnte sich aber nicht darauf berufen, dass die Phönizier nach ihrer eigenen Aussage (Herodot 7, 89) „vom Erythräischen Meere gekommen sind" (Herodot 1, 1). Denn diese

[1]) Vgl. F. Hommel, Die Insel der Seligen (1901), S. 34f., Anm. Er findet diese Insel im heutigen „Bahrain, das im Altertum ‚Meerland' genannt wurde und das alte Chaldäa war, und einer seiner alten Namen Ki-Ingi wurde von den Phöniziern in Palästina als Kanaʿan (ursprünglich Kinaghan) neu lokalisiert." Ganz unbedenklich ist diese Meinung doch nicht. Denn das babylonisch-assyrische *Ki* bedeutet „Land" (Delitzsch, Assyrische Grammatik, S. 21). Dieses Element des Ausdrucks „Land Ingi" wäre im phönizisch-hebräischen Namen Kenáʿan „Niederung" (von *kanaʿ* „gebeugt sein") ganz vernachlässigt worden. Übrigens „liegen die seligen Inseln der Alten oder ihr Elysium im äussersten Westen an der ‚Mündung der Ströme'" nach P. Jensen (Zeitschrift für Assyriologie 1902, S. 126).

Auswanderer brauchen den Namen „Kanaan“ nicht in ihre neue Heimat mitgebracht zu haben, sondern können ihn dort vorgefunden haben, und der Ausdruck „Niederung“ könnte in natürlicher Weise sich zur Bezeichnung des südlicheren Teiles der Ostküste des Mittelmeeres ausgebildet haben. Jedenfalls wird der Name *Ka-n-'na* von ägyptischen Herrschern in Erzählungen über ihre asiatischen Feldzüge, die um 1800 v. Chr. beginnen, als Bezeichnung des eben erwähnten niederen Küstenstriches am Mittelmeer verwendet,[1]) und die babylonisch-assyrischen Schriften sprechen nicht von einem westlichen Ki-Ingi, sondern nennen die in Rede stehende Gegend „Amurru.“ Weshalb endlich gehörte Hammurabi zu einer „kanaanäischen“ Völkerschaft? Es ist doch wahrscheinlicher, dass seine Dynastie aus Ostarabien stammte. Denn Hammurabis Sohn hiess Samsu-ilu*na*, und die darin verwendete Form des Fürwortes „unser“ weist auf Arabien. Bei den Babyloniern wurde *ni* und bei den Kanaanitern *nu* gesagt.[2])

Wichtiger aber ist die Beantwortung der Frage, ob aus kanaanäischen Stämmen die zwölf Stämme Israels hervorgegangen sind, wie es in „Babel und Bibel“ S. 47 heisst. Gemeint sind jene kanaanäischen Stämme, zu denen nach dem vorhergehenden Absatz Hammurabi gehört haben soll. Auch davon weiss die israelitische Erinnerung nichts, und sie enthält eher Momente, die gegen diese Annahme sprechen, als solche, die sie begünstigen. Oder werden die Kanaaniter im Alten Testament nicht immer und immer wieder aufs schärfste von den Hebräern unterschieden? Es heisst doch im Bericht über Abrahams Einwanderung in seine neue Heimat „und der Kanaaniter war damals im Lande“ (Gen. 12, 6). Auch die ägyptische

---

[1]) M. Jastrow, Jr., Encyclopaedia Biblica 1 (1899), 639.

[2]) Eine ausführliche Erörterung des ethnologischen Zusammenhangs der Hammurabi-Dynastie findet man bei F. Hommel, Die altisraelitische Überlieferung in inschriftlicher Beleuchtung (1897), 107 ff.

Literatur fasst die Bewohner von *Ka-n-'na* und „Israel" *Isiraal*[1]) nicht als Einheit zusammen. Ebenso sind in den Tell el-Amarna-Briefen die Kanaaniter (*Ki-na-ḫa-ai-u* 7, 19), die Bewohner des Landes *Ki-na-aḫ-ḫi* oder *Ki-na-aḫ-ni(na)*, und die *Ḫa-bi-ri* (179, 19 etc.) unterschieden.[2])

Trotz jenes Satzes „und der Kanaaniter war damals im Lande," der auf Abrahams Einwanderung in Palästina sich bezieht, soll nun Abraham selbst ein Kanaaniter gewesen sein? Dagegen streitet auch folgendes: Von den Patriarchen an wussten die Israeliten sich über die Kanaaniter in ästhetischer, moralischer und religiöser Hinsicht erhaben (Gen. 9, 22; 19, 5; 20, 11 etc.). Der Ausdruck „Kanaan = Kanaaniter" wurde sogar eine Bezeichnung für einen Israeliten, der dem Ideal der Rechtschaffenheit untreu geworden war (Hos. 12, 8), und ausdrücklich wird „der Kanaaniter" aus dem Hause Jahves hinausgewiesen (Sach. 14, 21). Dachte denn dabei gar niemand daran, dass „aus kanaanäischen Stämmen die zwölf Stämme Israels hervorgegangen" waren? Kurz, kann es einen schärferen nationalen Gegensatz geben, als der war, der zwischen den Kanaanäern und den Israeliten klaffte? Schwerlich, und deshalb muss ich die Meinung vom „kanaanäischen" Ursprung der Stämme Israels für unbegründet halten.

Indes auch das ethnologische Verhältnis von Babyloniern und Israeliten ist noch nicht die wichtigste

---

[1]) So umschreibt den ägyptischen Ausdruck mein Kollege Alfred Wiedemann, La stèle d'Israel (Separatabdruck aus dem Muséon (1898), S. 6, 9 etc.).

[2]) Diese *Ḫabiri* sind in den Briefen 179—185 erwähnt, die von Abd-ḫiba, dem ägyptischen Vasallen in U-ru-sa-lim (180, 45 etc. = Jerusalem), an den Pharao geschrieben sind. Darin ist über Raubzüge geklagt, die von Schiri (Seir = Edom südlich vom Toten Meer) und anderen südkanaanitischen Distrikten aus gegen Urusalim, Ajaluna (= Ajjalon), Laqisch und andere Plätze des südlicheren Palästina unternommen wurden. Wohnten denn aber in Schiri und den benachbarten Gegenden damals nicht die Edomiter, Ismaeliter, Midianiter und verwandte Stämme, also Nachkommen des „Hebräers" Abraham (Gen. 14, 13)?

Sache. Aller Accent fällt vielmehr auf die kulturgeschichtliche Beziehung der Babylonier und der Israeliten.

Es ist nicht schwer, Momente der antiken Kultur aufzuzählen, die von Babylonien aus ihren Siegeszug durch weite Gebiete der uns bekannten alten Völkerwelt angetreten haben. Denn blicken wir aufwärts zum Himmel, so finden wir Spuren der Babylonier als der ersten Bahnbrecher der Astronomie. Die Unterscheidung der zwölf Tierkreisbilder als der Stationen des die Erde umkreisenden Sonnengottes findet sich schon bei ihnen. Sie hatten ferner nicht nur die zweimal zwölf Stunden des Tages gefunden, sie berechneten nicht nur die Zeit des Neumondes voraus, sondern verzeichneten auch die Mond- und Sonnenfinsternisse etc.[1]) Schon Herodot schrieb: „Den Polos (ein astronomisches Instrument, das den Wechsel der Jahreszeiten anzeigte) und den Gnomon (die Uhr, welche die Tageszeiten meldete) haben wir von den Babyloniern bekommen.“ [2]) Blicken wir ferner niederwärts zur Erde und fassen da zunächst die Grundelemente aller Theorie und Praxis ins Auge, so haben die Babylonier für Mass, Gewicht und Münze Grundlagen ausgebildet, die zu weithin reichenden Normen wurden. Von dem in 360 Tagen von der Sonne durchschrittenen Kreis des Zodiakus entlehnten sie nicht nur die Einteilung jedes Kreises in 360 Grade, sondern auch die 60, die mit der 6 sich als ein nächstliegender Faktor der 360 darbot, als Grundlage ihres Zahlensystems. In diesem Sexagesimalsystem sprachen sie von *Schusch(sch)u* oder Sossos, wie schon der babylonische Geschichtsschreiber

---

[1]) F. X. Kugler, Astronomische und meteorologische Finsternisse (Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1902, S. 60—70) bemerkt: „Die babylonischen Astronomen verstanden es ja (wenigstens in den sechs letzten Jahrhunderten v. Chr.) das Eintreten einer Finsternis ziemlich gut vorauszubestimmen.“

[2]) Herodot 2, 109.

Berossos (um 280 v. Chr.) sagte.[1] Wie nach der Tafel von Senkereh sechs Ellen auf ein Rohr (= Messrute) gehen,[2] so machen auch bei den Hebräern sechs Ellen eine Rute aus (Hes. 41, 8). Ferner zerfiel das babylonische Gewichtstalent in 60 Minen und 3600 Schekel, und so war es auch bei den Hebräern nach Hes. 45, 12.

So könnte noch lange fortgefahren werden, um den weitreichenden Einfluss babylonischer Normen auf die asiatischen und südost-europäischen Kulturgrundlagen zu zeigen. Auch die Geschichte der Kunst ist durch die Ausgrabungen am Euphrat und Tigris nicht nur um ein ganzes Stadium weiter rückwärts verlängert, sondern auch mit bedeutsamen Aufklärungen über ihre früheste Entwickelung bereichert worden. Ist doch erst neuestens in der Nähe der südbabylonischen Stadt Niffer ein aus legiertem Kupfer hergestellter Gazellenkopf gefunden worden, der mit gutem Grund der vorsemitischen Bevölkerungsschicht des südlichen Euphrat-Tigris-Gebietes zugeschrieben wird und doch von überraschender Feinheit ist und auf eine längere Entwickelung der Kunst hinweist.[3]

Nur sind doch gerade auch auf dem Gebiete der Kunstgeschichte neuerdings Entdeckungen gemacht worden, die den Einfluss des Ostens auf den Westen als einen nur beschränkten erweisen. Der Einfluss der Mykenischen Kunst ist durch Entdeckungen, die auf den ägäischen Inseln, auf Kreta, Cypern, in Ägypten und in Phönizien gemacht worden sind, als ein sehr weitreichender erwiesen worden, und diese Kunst kann bis jetzt nicht aus einer östlichen Quelle

---

[1]) Berossi Chaldaeorum historiae quae supersunt (ed. Richter), p. 86: *Σῶσσος δὲ ἑξήκοντα.*

[2]) Senkereh liegt östlich vom Euphrat und nördlich von dem mit Ur identischen el-Muqajjar „das Asphaltierte“.

[3]) Eine genaue Beschreibung dieses Gazellenkopfes gab der höchst verdienstvolle Leiter der amerikanischen Ausgrabungsexpedition, Professor H. V. Hilprecht, in The Sunday School Times 1901, No. 4.

hergeleitet werden.[1]) Kulturwellen, die vom Osten her fluteten, trafen mit Wellenschlägen zusammen, die von einem westlichen Zentrum ausgingen. Ob dasselbe Phänomen wohl auch in Bezug auf andere Probleme der Kulturgeschichte zu beobachten ist? Die weitere Untersuchung der geistesgeschichtlichen Beziehungen Babyloniens und Palästinas wird es lehren.

Bei diesem Untersuchungsgange wird dem forschenden Auge weiterhin auch dies nicht entgehen, dass die babylonische und speziell auch die israelitische Kultur manchen gemeinsamen Zug besitzen. Wir finden solche zunächst auf den Gebieten der Sprache und Literatur. Bei beiden Punkten will ich aber jetzt gar nicht verweilen. Denn der Verwandtschaftsgrad des Hebräischen und des Assyrisch-Babylonischen ist in meinem Schriftchen „Hebräisch und Semitisch" (1901) S. 77—79 ff. dargestellt worden. Die hebräischen Reden und Dichtungen zeigen ferner oftmals den sogenannten Parallelismus membrorum oder Gleichlauf der Sätze, den ich als einen Ausdruck der ideellen Eurhythmie auffasse. Solcher Parallelismus klingt uns z. B. aus den Sätzen „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Veste verkündiget seiner Hände Werk" (Ps. 19, 2) entgegen. Gewiss, er zeigt sich auch in der babylonischen Literatur, wie z. B. in den Worten: „Das Leid von meinem Gott, unvermerkt ward es meine Speise; das Ungemach von meiner Göttin, unvermerkt trat es mich nieder" (H. Zimmern, Babylonische Busspsalmen, S. 62). Dieselbe Kunstform begegnet uns aber auch in folgenden ägyptischen Zeilen: „Ra ist gewaltig, schwach sind die Gottlosen, Ra ist erhaben, und niedrig sind die Gottlosen." Ja, dieselbe Erscheinung zeigt sich auch noch in andern Literaturen.[2]) Schon an diesen

[1]) Vgl. darüber weiter Arthur E. Evans, der neuestens auf Kreta brillante Funde gemacht hat, in seinem Buch „The Mycenaean Tree and Pillar Cult" (London, Macmillan 1901).

[2]) Siehe das Nähere in meiner „Stilistik, Rhetorik, Poetik, komparativisch dargestellt" (1900), S. 310 f., 336 f.

Punkten ist der Zusammenhang der babylonischen und der israelitischen Kultur weder ein exklusiver noch ein absoluter.

Und gilt dies nicht auch in Bezug auf die gottesdienstlichen Gebräuche und die religiösen Anschauungen der Babylonier und der Israeliten?

Man hat ja in der neueren Zeit mehrfach auf Übereinstimmungen des babylonischen und des alttestamentlichen Kultus hingewiesen.[1]) Z. B. wird in einem babylonischen Text gelesen, dass ein Lamm am Tore des Palastes zu opfern und dass das Blut des Lammes an die Türschwellen und an die Türpfosten rechts und links zu streichen sei. Diese Vorschrift ähnelt also der von Exod. 12, 7. Ferner ist auch bei den Babyloniern die Opfergabe des Vornehmen (rubû) und die des Armen (muschkînu) unterschieden (vgl. Lev. 5, 7. 11). Auch bei den Babyloniern bildeten die Priester einen besonderen Stand: keiner wurde zugelassen, der nicht aus einer Priesterfamilie stammte, von legitimer Geburt war, gerade gewachsen und fehlerlos an den Augen, den Zähnen und Fingern war (vgl. Lev. 21, 23). Aber waren dies nicht ganz natürliche Handlungen und Bestimmungen? Solche mehr oder weniger zusammenstimmende Kulturelemente sind ja neuerdings auch bei den Israeliten und den Arabern, speziell den Südarabern beobachtet worden.[2]) Auch Vorstellungen und Überlieferungen über die ältesten Epochen der Erd- und Menschheitsgeschichte, wie z. B. über eine grosse Flut, hat Israel mit vielen andern Völkern des Altertums gemeinsam gehabt. Dies ist schon lange nicht etwa

---

[1]) Namentlich P. Haupt in „The Origin of the Mosaic Ceremonial" (John's Hopkins University Circulars, Vol. XIX, No. 145, p. 37).

[2]) Wellhausen, Reste arabischen Heidentums, S. 141 ff.; Hommel, Die israelitische Überlieferung u. s. w., S. XI u. s. w. Man vergleiche aber auch die Prüfung solcher Analogien, die in meinem Schriftchen „Hebräisch und Semitisch" (1901, S. 91 f.) vorgelegt worden ist.

nur von Assyriologen, sondern von allen wissenschaftlichen Auslegern des Alten Testaments anerkannt worden.

In Bezug auf diese Ähnlichkeit der israelitischen und der ausserisraelitischen Kultur ist aber folgendes Vierfache zu beachten:

Erstens dürfen gemeinsame Kulturelemente verschiedener Völker selten ganz zweifellos als Vermächtnis des einen Volkes an das andere betrachtet werden. Das Gemeinsame kann ja auch von einer Menschheitsgeneration herrühren, auf deren Schultern jene beiden Völker stehen, oder der gemeinsame Besitz kann aus einem allgemein menschlichen Trieb hervorgesprosst sein. Oder hat Israel z. B. von den Babyloniern auch das Beten und Opfern überhaupt gelernt? Beide Handlungen sind ja auch im Alten Testament nicht etwa durch einen Befehl eingeführt worden. Sie sind also als spontaner Ausdruck der Sehnsucht nach dem Gottesfrieden betrachtet, die dem Menschenherzen trotz und wegen aller Verirrungen innewohnt und von der bekanntlich Augustin so richtig sagte: „Unser Herz ist unruhig, bis es ruhet in Gott." — So halte ich es auch nicht für ganz natürlich, die Vorstellung von Engeln auch bei Israel darauf zurückzuführen, dass „ein babylonischer Herrscher ein Heer von Boten benötigte, seine Befehle in alle Länder zu tragen" (Babel und Bibel, S. 41), und gegen die Existenz überirdischer Geister, die sich zum Bösen verirrten, kann der Ausspruch „Ich, der ich das Licht mache und schaffe die Finsternis, ich, der ich den Frieden gebe und schaffe das Übel (nicht „das Böse"), ich bin Jahve, der solches alles thut" (Jes. 45, 7) nicht citiert werden.

Zweitens sind etwaige Lücken, die neben den gemeinsamen Momenten der Überlieferungen zweier Nationen oder ihrer Kultur überhaupt sich zeigen, nicht zu übersehen.

Eine Erzählung über die erste Verletzung menschlicher Pietät — also eine Parallele zu Gen. 3, 1 ff. —

ist bis jetzt in der Keilschriftliteratur nicht gefunden worden. Diese doch sehr bemerkenswerte Lücke ist in „Babel und Bibel“ nicht erwähnt worden, während ausführlich über das bekannte Bild gesprochen ist (S. 37), worauf zwei Personen rechts und links von einem Baum sitzen und hinter der links sitzenden Figur ein geschlängelter Strich zu sehen ist. Aber wie diese Zeichnung gemeint war, ist noch nicht ganz ausgemacht. Auch Assyriologen und Kritiker, wie Halévy, Eberhard Schrader, C. P. Tiele, Dillmann (Über die Herkunft der urgeschichtlichen Sagen der Hebräer, S. 431 f.)[1] und Budde (Die biblische Urgeschichte 1883, S. 75—79) haben sich gegen die Beziehung jenes Bildes auf den Sündenfall ausgesprochen. Der letztgenannte Gelehrte schrieb z. B.: „Wenn jener Cylinder, auf dem die erwähnte Zeichnung sich findet, einen Vorgang aus der biblischen Urgeschichte darstellen müsste, so würden wir notgedrungen den Sündenfall darin erkennen; in der assyrisch-babylonischen fehlt uns aber gerade diese Geschichte und bestehen noch manche andere Lücken: wer will sagen, welche ganz andere, auf diese Zeichnung herrlich passende Geschichte oder Situation in einer dieser Lücken gestanden! Da aber die vom Sündenfall bisher fehlt, da meines Wissens in der ganzen babylonisch-assyrischen Schöpfungsgeschichte ein Menschenpaar bisher noch nicht erwähnt gefunden worden ist,[2]) so müsste jenes Bild schon sehr deutlich sprechen, um diese Geschichte aus ihm zu ergänzen.

---

[1]) Sitzungsberichte der Berliner Akademie 1882, S. 427 ff.

[2]) In den bis jetzt entdeckten Texten des Schöpfungs-Epos, die P. Jensen in der Keilinschriftlichen Bibliothek VI, 1 (1900) übersetzt hat, findet sich neben „Marduk baute die Menschheit“ (S. 34 f.) und „Marduk baute die Menschen“ (S. 40 f.) und hinter „Gewimmel der Stadt“ (S. 42 f., Z. [4 und] 6), was doch schon Menschen sein müssen, allerdings noch „Gott Nin-igi-azag [baute] zwei klein[e], machte [in der Sch]ar des Gewimmels [ihren Bau] herrli[ch].“ Ob dies zweifellos „das erste Menschenpaar“ (Babel und Bibel, S. 33) sein soll? Die Frage ist von kulturgeschichtlichem Interesse.

Das aber ist nicht der Fall. Jeder wird sich wundern, dass die beiden ersten Menschen schon so ganz behaglich auf gut gebauten Schemeln sitzen, und vollends, dass sie so vollständig bekleidet sind. Der biblischen Paradiesesgeschichte schlägt das wenigstens vollständig ins Gesicht, und eine andere besitzen wir nicht zum Vergleich. Auch sonst ist der Hergang nicht wieder zu erkennen. Beide Personen auf jener Zeichnung strecken die Hand genau in gleicher Weise aus. Nehmen wir an, dass sie beide eine Frucht pflücken und essen wollen, so widerspricht das der biblischen Erzählung, dass das Weib zuerst gegessen und die [besser: von der] Frucht dem Manne gegeben habe. Soll der erste Vorgang, die Verführung des Weibes, dargestellt werden, was hat dann der Mann daneben in demselben Verhältnis zu dem Gegenstande der Versuchung, der Frucht, zu tun, warum kehrt das Weib der Schlange den Rücken und sieht den Mann an? Und endlich, ist denn die linke Figur wirklich ein Weib? Nur die Kopfbedeckung bildet einen Unterschied: die mit den Hörnern soll den Mann bezeichnen. Aber selbst auf den wenigen von Smith — in seiner „Chaldäischen Genesis“ — mitgeteilten Toncylindern befinden sich Männer mit diesem Kopfschmuck neben andern ohne denselben (S. 121, Abbildung 3; S. 222) und nicht minder männliche Wesen mit einem Kopfputz, der fast völlig dem entspricht, der auf dem erwähnten Bilde das Weib charakterisieren soll.“ Auch Holzinger, der den Zusammenhang der babylonisch-assyrischen und der israelitischen Vorstellungen sonst bereitwillig anerkennt, sagt doch über dieses Bild, der erwähnte geschlängelte Strich könne „ein ornamentierter Teilungsstrich“ sein (Kurzer Handkommentar zur Genesis 1898, S. 47).

Auch von Dämonen als „Urfeinden Gottes“ (Babel und Bibel, S. 43) spricht zwar die babylonische und die persische Mythologie ausdrücklich, aber nicht das Alte Testament. Allerdings in „Babel und Bibel,“

S. 34 ist gesagt, die Stelle Jes. 51, 9 „lese sich wie eine Erklärung zu jenem von unserer Expedition gefundenen kleinen Bildnis des in majestätische Glorie gekleideten Gottes Marduk mit dem gewaltigen Arm und dem weiten Auge und Ohr, dem Symbol seiner Klugheit, zu den Füssen des Gottes der bezwungene Drache des Urwassers." Wie lautet nun Jes. 51, 9? Es heisst da: „Auf, auf, rüste dich mit Kraft aus, Arm Jahves! Auf, wie in den Tagen der Vorzeit, bei den Geschlechtern der verhüllten Zeiten (= des grauen Altertums)! Warst du es nicht, der Rahab (das ungestüme Meertier) zerhieb, das langgestreckte Ungeheuer durchbohrte?" Aber wie heisst der nächste Vers? Da lesen wir: „Warst du es nicht, der das Meer, die Wasser der grossen brausenden Flut, trocken legte, der die Tiefen des Meeres zu einem Weg machte, dass Erlöste hinüberschritten?" Folglich hat der Redner in diesem Zusammenhang auf die Tat Jahves zurückgeblickt, durch die er seinem Volke einen Pfad durch die tosenden Meeresfluten bahnte, um es aus der ägyptischen Knechtschaft zu erlösen. Diese Befreiungstat konnte in die „Tage der Vorzeit" gelegt sein (V. 9). Denn ebenderselbe Ausdruck weist in Micha 7,20 auf die Glanzperiode Israels unter David und Salomo zurück, und eben diese Zeit ist in Amos 9, 11 als „Tage der verhüllten Zeit" (= des grauen Altertums) bezeichnet.

Wie genau stimmt zur Beziehung von Jes. 51, 9 auf Israels Erlösung aus Ägypten ferner der Ausdruck Rahab! Denn dieser ist in 30, 7 ausdrücklich als eine Bezeichnung Ägyptens erwähnt, das aus dem arabischen Golf und weiter südlich aus dem indischen Ozean sich in den Höhepunkten seiner kriegerischen Machtbethätigung wie ein ungestümes Seegetier erhob, um nach Beute zu schnappen. Rahab bezeichnet Ägypten auch in Ps. 87, 4 und — wegen des parallelen Ausdrucks „deine Feinde" — wahrscheinlich auch in 89. 11. Das mit Rahab in Jes. 51,9 parallel gehende

Wort Tannîn, eigentlich „langgestrecktes Tier“, ist abermals eine Benennung des lang am Meere sich hinstreckenden Ägyptenlandes. Denn das soeben gedeutete Wort Tannîn ist synonym mit Liwjathan (bei Luther: Leviathan; eigentlich: Ringeltier), und dieses Wort ist in Jes. 27, 1 gemäss V. 12f. ein sinnbildlicher Ausdruck für Ägypten, wie in Hes. 29, 3 der „Pharao, der König Ägyptens“ ausdrücklich der „grosse Tannîn“ genannt ist (vgl. 32, 2).[1] Auf die Vernichtung der Ägypter, deren Leichname einst eine Beute der Schakale und anderer aasfressender Wüstentiere wurden, blickt ferner auch Ps. 74, 13 f. zurück, wie auch z. B. Hupfeld und Nowack z. St. urteilen. Dass der Dichter dieses Liedes, der wegen V. 9 etc. am wahrscheinlichsten in der makkabäischen Zeit lebte, mythologische Reminiszenzen habe konservieren wollen, ist ganz unwahrscheinlich. Endlich das Buch Hiob spielt in 9, 13 und 26, 12 mit überwiegender Wahrscheinlichkeit auf die Bezwingung des Urozeans an, aber man darf nicht vergessen, dass diese Aussprüche ausländischen Sprechern in den Mund gelegt sind, und dass jedenfalls Volksvorstellungen und legitime Religion in Israel nicht dieselben Grössen waren.

Drittens darf bei solchen Kulturelementen, die ihren Grundlagen nach Israel und andern Völkern gemeinsam sind, die relative Eigenart, die das betreffende Moment bei Israel besitzt, nicht verschwiegen werden. Nun ist — um von der weiter unten (S. 29 f.) behandelten Schöpfungsdarstellung hier abzusehen — z. B. in Bezug auf die Urgeschichte der Menschheit in „Babel und Bibel“ (S. 32) nur die wahrscheinliche Übereinstimmung betreffs der biblischen Urväter und der babylonischen Urkönige hervorgehoben, aber nicht bemerkt, dass die israelitische Tradition z. B. eine

---

[1]) Jes. 27, 1 und die ähnlichen Stellen sind in Bezug auf die neueren mythologischen Deutungsversuche ausführlich erörtert in meiner „Stilistik etc.“, S. 85f.

relativ böse und eine relativ gute Urväterreihe unterschieden hat (Gen., Kap. 4 und 5). Ferner ist aus der babylonischen Flutgeschichte zwar der Satz „die Götter rochen den süssen Geruch des Opfers“ hervorgehoben (S. 31), aber weggelassen ist, was dahinter noch folgt: „die Götter sammelten sich wie Fliegen über dem Opferer“ Tafel XI, Zeile 162), und dass ein Streit zwischen Göttern und Göttinnen gleich darauf sich entspann (Zeile 163 ff.).[1] Überhaupt ist nichts davon erwähnt, dass „der Geist beider Überlieferungen total verschieden ist. Das zeigt schon ein Zug: der babylonische Held rettet sein totes und lebendes Eigentum; in beiden biblischen Berichten aber steht dafür der höhere Gesichtspunkt der Erhaltung der Tierwelt. Die Götter des babylonischen Berichts sind echt heidnisch in ihrem Lügen und Lügenlassen, in ihrer Gier gegenüber dem Opfer, ihren Händeln, im Umschlagen ihrer Launen. Wie weit davon ist der Gott entfernt, der ein Gericht über die Menschen kommen lässt nach seiner Gerechtigkeit, welcher der Mensch in seinem Gewissen zustimmen muss“ (Holzinger im Kurzen Handkommentar zur Genesis 1898, S. 88). Ebensowenig ist betreffs des Sabbaths (vgl. „Babel und Bibel“ S. 29) erwähnt, dass er bei den Israeliten als Nachbild der göttlichen Schöpfungsruhe betrachtet und zur Betätigung der Humanität gegen die Dienenden und die Tiere bestimmt ist (Exod. 20, 8—11 und Deut. 5, 12—15), und diese speziellen Momente sind doch das Entscheidende, der eigentliche „letzte Grund,“ für die Erhaltung und Weihung des Sabbaths gewesen.

Wenn das erwähnte Verfahren dadurch nahegelegt sein kann, dass die Besonderheiten der israelitischen Überlieferungen und Institutionen als bekannt vorausgesetzt werden, so ist dieses Verfahren doch zu vermeiden. Denn erstens pflegt es mit dieser Bekanntheit jetzt nicht weit her zu sein, und sodann sind in

---

[1]) Keilinschriftliche Bibliothek VI, 1 (1900), S. 241 f.

unserer Zeit ohnehin viele geneigt, das Charakteristische der biblischen Inhaltsmomente zu übersehen. Aber gerade dieses ist scharf ins Auge zu fassen.

Das verlangt die historische Gerechtigkeit. Denn — und dies ist das Vierte, was betont werden muss — nicht das, was Israels Kultur mit der seiner Verwandten oder Nachbarn gemeinsam hatte, macht den Charakter seiner Kulturstufe aus. Der Platz, den Israel in der Kulturgeschichte einnimmt, wird vielmehr durch das bestimmt, was sein eigenartiger Besitz gewesen ist.

Indes hat denn die israelitische Nation überhaupt einen wesentlichen Eigenbesitz auf dem kulturgeschichtlichen Gebiete aufzuweisen? Diese Frage dürfte gewiss gerade jetzt — nach dem Erscheinen von „Babel und Bibel" — recht zeitgemäss sein, und ich will versuchen, diese Frage in Kürze zu beantworten.

1. Welches war Israels Gedanke über die Beziehung von Gott und Welt? Dies soll zuerst gefragt werden, weil die Antwort darauf gleich aus dem Eingang der israelitischen Literatur hervorleuchtet.

Die babylonische Schöpfungsdarstellung beginnt mit den Worten: „Als droben der Himmel (noch) nicht genannt war(d), drunten die Feste (die Erde) noch nicht geheissen, Apsû (der Ozean), der Allererste, der sie erzeugte, und die Urform Tiâmat, die sie alle gebären liess, ihre Wasser zusammen sich mischten, . . . Bäume sich nicht verbanden, ein Rohrdickicht nicht . . ., als von den Göttern (noch) nicht Einer entstanden war, (k)einen Name genannt, (k)ein Schicksal (bestimmt hatte), da wurden die Götter gebildet, da entstanden (zuerst) Lakhmu und Lakhâmu. Bis sie gross geworden etc".[1]) Wie die entsprechende hebräische Darstellung lautet, weiss jeder-

[1]) So lautet es in der neuesten Übersetzung, die von P. Jensen (Professor des Assyrischen in Marburg) in der „Keilinschriftlichen Bibliothek", Bd. VI, Teil 1 (1900), S. 3 gegeben ist.

mann aus dem Anfang des Bibelbuches. Die Babylonier machten demnach die Entstehung des Göttlichen zu einem Moment des Weltprozesses. Aber das Alte Testament hallt davon wieder, dass das göttliche Geistwesen vor der Materie existiert hat, und dass eben das göttliche Geistwesen den staunenswerten Weltenplan entworfen und ihn mit souveränen Impulsen zur Ausführung gebracht hat.

In „Babel und Bibel“ ist mancherlei aus der Keilschriftliteratur citiert, aber jener Anfang der babylonischen Schöpfungsdarstellung fehlt bedauerlicherweise. Denn jene Zeilen bilden allerdings eine Parallele zu solchen Ausführungen, wie Hesiods Theogonie, wo es in V. 116 ff. heisst: Fürwahr nun zuerst entstand das Chaos, aber darnach die Erde (V. 117), ferner die Unterwelt (*Τάρταρα* V. 119), darauf Erōs (das Liebessehnen), welcher der schönste unter den unsterblichen Göttern genannt ist (V. 120). Nach V. 123 sind aus dem Chaos die Finsternis und die schwarze Nacht entstanden, und erst in V. 137 heisst es „nach ihnen aber entstand Saturnus“ und erst dann die übrigen Götter. Aber jener Eingang der babylonischen Schöpfungsdarstellung bildet nur eine materialistisch-polytheistische Folie zu dem Lichtbild der pneumatisch-einheitlichen Welt- und Gottesbeziehung, wie es am Anfang der Bibel sich darstellt. Hier ist das Ewige majestätisch in den Vordergrund getreten. Der ideensetzende und ideenverwirklichende Geist hat den ihm gebührenden Weltenthron inne.

Ist also wirklich im babylonischen Schöpfungsepos, im Gilgamesch-Epos und in den anderen Texten „eine ganze Reihe biblischer Erzählungen in reinerer und ursprünglicherer Form ans Licht getreten“ (Babel und Bibel, S. 29)? Die Antwort kann, wie auch noch weiter unten sich zeigen wird, nur diese sein: dass biblische Erzählungen da in reinerer Form uns entgegengetreten seien, ist basislos. Es müsste denn jemand das im

Waldbach sich daherwälzende Gewässer für „reiner" halten, als das krystallklare Wasser, das durch die Arbeit des Geistes gereinigt worden ist. Und darf man unrein und ursprünglich betreffs dieser Erzählungen einander einfach gleichsetzen? Das ist gewagt.

2. Stammt der alttestamentliche Monotheismus aus Babylonien?

Nach „Babel und Bibel", S. 46 hat die monotheistische Gottesanschauung schon „bei den alten kanaanäischen Stämmen existiert, die sich um 2500 vor Christo in Babylonien sesshaft gemacht haben und denen Hammurabi, ein Zeitgenosse Abrahams (ebenda S. 8), selbst angehörte." Wie meint der Verfasser dies begründen zu können?

Er geht von einer eigentümlichen Meinung über das Wort *ilu* aus, welches aus *il* und der altsemitischen Endung *u* besteht, und welchem im hebräischen *ēl* entspricht. Er meint nämlich, dass dieses Wort, das sich in allen Hauptzweigen des Semitischen findet und dem deutschen Worte „Gott" entspricht, ursprünglich die Bedeutung „Ziel" besessen habe. Damit schliesst er sich an Paul de Lagarde an, wie er in einer nachträglichen Bemerkung (S. 51) auch selbst sagt. Dieser hat in seiner „Übersicht über die im Aramäischen, Hebräischen und Arabischen übliche Bildung der Nomina"[1]) die These aufgestellt, dass *ilu* oder *ēl*, wie er gleich sagt, von vorn herein „das Erreichen, Erlangen, den Bereich oder Zielpunkt" bezeichnet habe. Diese Aufstellung de Lagardes ist aber ganz hinfällig. Oder ist es irgendwie wahrscheinlich, dass eben derselbe Ausdruck die Präposition „zu" und die Bezeichnung für „Gott" wurde? So wäre es aber, wie auch de Lagarde selbst schon anerkannte, faktisch gewesen, wenn jene Hypothese über den Grundsinn von *ilu* oder *ēl* Geltung besässe. Denn der Ausdruck für „zu" und für „Gott" würde im Hebräischen *el* gelautet haben. Dass nun

[1]) Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften 1889, S. 159, 162, 170.

die Wörter für „zu“ und für „Gott“ ursprünglich Synonyma gewesen seien, dies könnte nicht ohne zwingende Gründe angenommen werden.

Es fehlen aber nicht bloss solche Gründe, sondern es giebt sogar nicht wenige und zum Teil entscheidende Gegengründe. Denn zunächst im Assyrisch-Babylonischen würde ein Verbum, wovon ein Substantiv mit dem Begriff „Ziel“ hergeleitet sein könnte, fehlen. Wenigstens in Delitzschs eigenem „Assyrischen Handwörterbuch“ (1896) sucht man vergebens nach einem solchen Verbum, und dort (S. 59) hat er *ilu* auch nicht mit „Ziel“, sondern einfach mit „Gott“ übersetzt. Aber ein solches Verbum mit der Bedeutung „mächtig sein,“ wovon *ilu* stammen könnte, kann als Nebenform des wirklich im Assyrischen vorhandenen Zeitworts *alal*, nach sonstiger Analogie der semitischen Verbalwucherung, leicht für das Assyrisch-Babylonische vorausgesetzt werden. Man denke auch an das assyrische *ûl* „vorn sein“, wenn etwa in *ilu* die Begriffe „Macht, Mächtiger“ und „Vorderster, Erster“ zusammengeflossen sein sollten. — Sodann im Hebräischen wird fünfmal eine Redensart gelesen, in der das Wort *ēl* sicher soviel wie „Macht oder Stärke“ besitzt. Dies ist die Ausdrucksweise *jesch le'ēl jādî* (oder ähnlich: Gen. 31, 29; Deut. 28, 32; Micha 2, 1; Prov. 3, 27; Neh. 5,5). Denn dies kann nur heisen „es ist vorhanden (d. h. es ist möglich) für die Macht oder Stärke meiner Hand“. Der Sinn dieser Redensart kann nicht sein „es ist möglich für das Ziel meiner Hand.“

Die Ansicht, dass *ilu*, beziehungsweise *ēl* von vorn herein soviel wie „Macht“ und dann als *abstractum pro concreto* „Mächtiger“ bedeutet hat, wird auch dadurch empfohlen, dass jene Bezeichnung für „Gott“ hauptsächlich in der Patriarchengeschichte mit dem Attribut *schaddaj* verbunden wird. Dies nun heisst am wahrscheinlichsten „gewaltig“ und begegnet zuerst in dem bekannten Spruch „Ich bin der allmächtige Gott *(ēl schaddaj)*, wandle vor mir und sei fromm!“ (Gen. 17, 1).

Dass im göttlichen Wesen zuerst die Eigenschaft der Macht erkannt wurde, ergibt sich auch daraus, dass gerade in der Patriarchenzeit die Gottheit als „Gegenstand der Furcht“ (numen tremendum) bezeichnet wurde (*páchad* Gen. 31, 42. 53).

Nachdem in „Babel und Bibel“ für *ilu* oder *ēl* der Begriff „Ziel“ vorausgesetzt ist, wird daran der Satz: „Da dieses Ziel naturgemäss nur eins sein kann etc.“ gefügt (S. 46). Indes ist dies weder logisch nötig, noch wird es von der geschichtlichen Wirklichkeit bestätigt. Oder kann ein Mensch nicht mehrere Zielpunkte für sein Streben besitzen? Das Wort *ilu* hätte also, wenn es „Ziel“ bedeutet hätte, nach Logik und Grammatik auch „ein Ziel“ bezeichnen können. Also auch wenn *ilu* die Bedeutung „Ziel“ besessen hätte, so würde daraus nichts für die monotheistische Anschauung der „alten kanaanäischen Stämme folgen, die sich um 2500 v. Chr. in Babylonien sesshaft gemacht haben und denen Hammurabi selbst angehörte“ (S. 46). Aber auch die geschichtliche Wirklichkeit widerspricht. Denn in Hammurabis Familie lässt sich, was freilich in „Babel und Bibel“ nicht erwähnt ist, Polytheismus nachweisen. Sie verehrte ja den Sin, d. h. den Mondgott, wie man schon aus *Sin-muballit* (S. 47) — ich ziehe die Schreibweise mit *ll* vor — ersieht. Sin-muballit aber war der Name von Hammurabis Vater. Dessen Familie verehrte ferner den Schamschu, d. h. den Sonnengott. Denn Hammurabis Sohn hiess *Schamschu-iluna*, d. h. „die Sonne ist unser Gott“. In einem Schriftstück, das von Hammurabi im Britischen Museum aufbewahrt ist, nennt er sich mehrmals den Günstling von Schamasch und Marduk.[1]) In anderen Inschriften (ebenda, S. 106 ff.) ruft er noch mehrere andere Götter an.

Bei Leuten, die nach diesen Belegen eine polytheistische Weltanschauung hatten, musste aber doch

---

[1]) Keilinschriftliche Bibliothek III, 1, S. 117.

der Fall faktisch eintreten, der vorhin als logisch und grammatisch möglich hingestellt wurde, dass nämlich *ilu* „ein Ziel“ oder vielmehr „eine Macht,“ d. h. irgend einen Gott, bezeichnete. Also musste der Name, der in „Babel und Bibel“, S. 46, Z. 8 v. u. mit „Gott hat gegeben“ übersetzt ist, den Sinn von „ein Gott hat gegeben“ besitzen. Es konnte doch der Fall eintreten, dass der Benenner eines Kindes den überirdischen Spender des Glücksumstandes, an den bei der Benennung des Kindes gedacht wurde, nicht aus dem Pantheon seines Volkes herauszugreifen wagte. Folglich konnte der Namengeber in einem solchen Falle nur den Gedanken „ein Gott hat gegeben“ zum Ausdruck bringen wollen.

Und wird dieses Urteil nicht auch durch griechische und römische Analogien empfohlen? Die Griechen besassen ja nicht nur nach Apostelgeschichte 17, 23, sondern auch nach Pausanias und Philostratus Altäre von „unbekannten Göttern.“[1]) Die Römer ferner sagten in einem solchen Falle der Ungewissheit: „Si deo, si deae,“ d. h. wenn das betreffende Dank- oder Bittopfer einem Gotte gilt, so sei es ihm geweiht, und wenn es einer Göttin darzubringen ist, so gelte es ihr! Und war der Begriff „unbekannter Gott“ etwa den Babyloniern fremd? Im Gegenteil! Wir lesen in den babylonischen Busspsalmen[2]) z. B. folgende Zeilen:

Dass meines Herren Herzenszorn sich besänftigte,
Ein Gott, den ich nicht kenne, sich besänftigte,
Ischtar (= Göttin), die ich nicht kenne, sich besänftigte,
Ein Gott, den ich kenne (oder) nicht kenne, sich besänftigte!

So begegnen die Ausdrücke „unbekannter Gott“ und „unbekannte Göttin“ auf S. 61, 63, 64, 65, und in diesen Aussagen ist doch die Möglichkeit gesetzt, dass

---

[1]) Reichliche Belege über diese griechische Anschauung gibt H. Holtzmann im „Handkommentar“ zu Apostelgeschichte 17, 23.

[2]) Herausgegeben und übersetzt von H. Zimmern.

die betende Person neben „ihrem“ Gotte noch irgendwelche Gottheit erzürnt habe. Die betende Person bittet daher auch jede unbewussterweise von ihr beleidigte Gottheit um Verzeihung. Folglich liegt darin die gleiche Idee, wie in der Sitte der Griechen und Römer, einem unbekannten göttlichen Sender irgend eines Glückes oder Unglückes Opfer darzubringen oder einen Altar zu bauen. Also kommt darin zunächst wirklich die Idee eines *θεὸς ἄγνωστος* zum Ausdruck, die von den Griechen nach dem Zeugnis von Pausanias und anderen gehegt wurde. Nur zugleich wird in jenen Zeilen auch ausgedrückt, dass neben „meinem Herrn“ auch andere Gottheiten, wenn auch nicht „alle übrigen Götter“ (Zimmern), um Verzeihung gebeten werden. Bloss diesen zweiten Sinn mit Zimmern S. 67 in jenen Zusammenstellungen zu finden, ist unbegründet.

Folglich bieten die Keilschriften keine Grundlage für die Meinung, dass Abraham aus einem monotheistischen Kreise hervorgegangen sei, und es braucht kein Widerspruch zwischen den Keilschriften und der historischen Überlieferung Israels angenommen zu werden (freilich steht davon nichts in „Babel und Bibel“), in der es heisst: „Eure Väter wohnten jenseits des Stromes (d. h. des wichtigsten Stromes von Vorderasien, also des Euphrat), nämlich Tharah, der Vater Abrahams und Nahors, und sie dienten andern Göttern, und ich nahm euren Vater Abraham von jenseits des Stromes (von Charran oder Carrhae in Mesopotamien) und führte ihn nach Kanaan“ (Jos. 24, 2), nämlich, wie der Zusammenhang der Worte ergiebt, um ihn von dem Kult der andern Götter wegzuleiten.

Wenn übrigens die Hammurabi-Dynastie und die mit ihr zusammenhängende Völkerwelle, zu der Abraham neuerdings in Beziehung gesetzt worden ist (Hommel, Die altisraelitische Überlieferung etc., S. 117), für eine südostarabische oder sabäische zu halten ist (Hommel

S. 107 ff.), so hat auch bei dieser Völkerschaft Polytheismus geherrscht, wie auch Hommel ausdrücklich anerkannt hat (S. 80). Denn zum sabäischen Pantheon gehörte zunächst *Athtar*, der an den verschiedensten Orten in Tempeln verehrt wurde. Neben ihm spielte *Almâku-hû* die Hauptrolle. Dazu kam die dort weiblich gedachte Sonne *(Schamsum)*, zu der sich dann „eine Reihe anderer niederer Gottheiten gesellen, die aber ursprünglich gewiss nur Lokalgötter waren". Trotzdem hat Hommel wegen des Umstandes, dass in südarabischen Namen häufig das blosse *ilu* auftritt, diesen Südarabern (Minäern und Sabäern) und der Hammurabi-Dynastie eine Religion zugeschrieben, „die kurz gesagt im wesentlichen eine monotheistische war" (S. 117). Dies ist ebenso unbegründet, wie die oben aus „Babel und Bibel" citierte Behauptung. In beiden Fällen ist nicht bedacht worden, dass das bei notorischen Polytheisten auftretende *ilu* oder *il* den Sinn von „ein Gott" besitzen muss.[1])

Und besassen andere Volksstämme, die mit Israel verwandt waren, einen monotheistischen Gottesglauben? Die Sache verhält sich so: bei den Edomitern wird durch die Königsnamen Hadad und Baalchanan der Kult des aramäischen Wettergottes Hadad und der weithin verehrten Sonnenpersonifikation Baal bezeugt. Von Göttern der Edomiter spricht auch 2. Chron. 25, 14, denn dort ist der Ausdruck *elohîm* mehrmals durch das pluralische Pronomen vertreten. In den assyrischen Inschriften lauten zwei edomitische Königsnamen Kauš-malaka und Kauš-gabr,[2]) und Josephus nennt *Κοζέ* als einen Gott der Edomiter.[3]) Sodann als Gott der Moa-

[1]) Ganz ebenso urteilt Giesebrecht in „Die alttestamentliche Schätzung des Gottesnamens und ihre religionsgeschichtliche Bedeutung" (1901) S. 104, wo er sagt: „Dass das hier so häufig vorkommende *il* auf Monotheismus hinweise, ist ganz unmöglich angesichts der damit parallel gehenden Gottesbezeichnungen."

[2]) Keilinschriftliche Bibliothek II, 21. 149. 239.

[3]) Josephus, Antiquitates XV, 7. 9. Über andere Bestäti-

biter wird zwar gewöhnlich Kemósch genannt (bei Luther: Camos Num. 21, 29 etc.), aber auch der Kult des Baal-Peʿór wird als bei ihnen üblich erwähnt (Num. 25, 3), und auf dem moabitischen Mesastein (Zeile 17) findet sich der zusammengesetzte Gottesname Athtar-Kemósch, worin Athtar vielleicht die mit Kemósch gepaarte weibliche Gottheit darstellt. Endlich als Gott der Ammoniter ist nicht bloss Molech, sondern auch Kemósch genannt (Richt. 11, 24). Die Annahme mehrerer neueren Exegeten, dass dies ein Irrtum sei, empfiehlt sich durchaus nicht. Denn im Kontext von Richt. 11, 24 liegt die Meinung, dass mit der Okkupation eines ursprünglich moabitischen Gebietes auch der Kultus des moabitischen Gottes Kemósch zu den Ammonitern überging.

Danach ist es eine historische Tatsache, dass der Monotheismus weder in Babylonien noch in Südarabien erwachsen und überhaupt bei keiner semitischen Völkerschaft, ausser in dem die prophetische Religion bekennenden Israel, zum Siege gelangt ist. Übrigens auch der Polytheismus, den wir beim allergrössten Teile der Semiten finden, spricht dagegen, dass der Ausdruck *ilu* oder *ēl* die Bedeutung „Ziel" besessen hat, wie in „Babel und Bibel" (S. 46) behauptet ist. Denn wenn diese Bedeutung im semitischen Bewusstsein gewohnt hätte, würde sie dann nicht die Semiten in weiterem Umfang vor der polytheistischen Anschauung bewahrt haben?

3. Die längst mit Eifer erörterte Frage nach dem Ursprung der israelitischen Gottesbezeichnung Jahve, für die erst seit Petrus Galatinus 1518 die unmögliche Aussprache „Jehova" aufgekommen ist, ist begreiflicherweise neuerdings auch an die Keilschriftliteratur gestellt worden.[1])

---

gungen des edomitischen Polytheismus ist in The Expository Times 1901, p. 293a gesprochen.

[1]) Die früheren Versuche, einen ausserisraelitischen Ur-

Zunächst schrieb der bekannte Oxforder Assyriolog A. H. Sayce:[1]) „Unter den Keilschrifttexten, die neuerdings vom Britischen Museum veröffentlicht worden sind, findet sich ein Brief, der von *Ja(h)um-ilu* an Igasnin-sakh adressiert ist. Dieser Brief ist in die Dokumente der Khammurabi- oder Abrahamperiode eingeschlossen und, wie die Paläographie zeigt, mit Recht. Nun dieses *Ja(h)um-ilu* ist das hebräische Wort *Joel*, das für *Jeho-el* steht, mit der altbabylonischen und südarabischen Mimation (nämlich dem Auslaut *m*)." Dies ist von dem gleichfalls wohlbekannten Münchener Orientalisten F. Hommel in einem bald darauf veröffentlichten Artikel mit folgenden Worten bestätigt worden:[2]) „In dem Namen *Ja-ú-m-ilu* ist die Silbe *Ja* mit dem gewöhnlichen Zeichen für *i-a* geschrieben und setzt einen Gottesnamen *Jâum* voraus, d. h. *ja* mit der semitischen Nominativendung und der Mimation. Dies ist natürlich der männliche Gottesname *A-a,* den ich früher in meiner „Altisraelitischen Überlieferung" besprochen habe, ein Name, der ebensowohl *Aï* wie *Ja* gelesen werden kann, nur dass in *Jâum* ferner die Nominativendung sich darstellt." Diesen Sachverhalt bekräftigte er auf S. 48 nochmals durch die Bemerkung: „Der altsemitische Gottesname *Aï* oder *Ja* mit der Nominativendung: *Jâum.*"

Ja-ú-m-ilu findet sich auch wirklich in den Keilschriften, wie ich durch eigene Untersuchung mich überzeugt habe. Nämlich der Text, auf den Sayce und Hommel sich im Jahre 1898 bezogen, ist in den Keilschrifttexten enthalten, die neuerdings von der Verwaltung des Britischen Museum veröffentlicht worden sind.[3])

---

sprung des Namens J a h v e zu entdecken, findet man beurteilt in meinem Schriftchen „Die Hauptprobleme der altisraelitischen Religionsgeschichte" S. 29—33.

[1]) In The Expository Times 1897/98, S. 522.

[2]) The Expository Times 1898/9, S. 42. 48.

[3]) Cuneiform Texts from Babylonian tablets etc. in the British Museum (1896 ff.).

Dort findet man im IV. Teile ein Schriftstück, auf dessen Obvers die dritte Zeile vier Keilgruppen enthält (siehe die Schrifttafel auf S. 44, No. 1).

Die erste von diesen vier Keilgruppen besteht aus dem neubabylonischen Zeichen für *i* (siehe die Schrifttafel auf S. 44, No. 2)[1]) und dem Zeichen für *a* (siehe die Schrifttafel auf S. 44, No. 3).[2]) Die zweite Keilgruppe entspricht im wesentlichen dem vierten Zeichen der Liste in Delitzschs Grammatik, S. 18, und dies ist = *ú*. Die dritte Keilgruppe ist eine Variation des 55. Zeichens der Liste in Delitzschs Grammatik, S. 23, also = *um*. Endlich die vierte Keilgruppe ist der vereinfachte Stern, der auf *ilu* „Gott" hinweist. Folglich stellen diese vier Keilgruppen den Lautkomplex *Ja-ú-um-ilu* dar, und dies ist der Name des Mannes, der den betreffenden Brief an Igas-nin-sakh schickte. Demnach zeigt sich in diesem Briefe nur *Ja* als Bestandteil eines keilschriftlichen Eigennamen. Dies ist von mir schon 1899 betont worden.[3])

Dass dem so ist, hat auch George Margoliouth (Assyriolog im Britischen Museum) anerkannt, indem er die Vermutung hinzufügte, dass „*Aa* oder *Ja*, ein Name, den die Assyriologen mit Recht als die Urform von Jahve behandeln — Jahu dagegen ist wahrscheinlich eine Abkürzung von Jahve — nach aller Wahrscheinlichkeit mit dem babylonischen Gotte *Ea* identisch sei."[4])

---

[1]) Man findet es unter den neubabylonischen Zeichen in Delitzschs Assyrischer Grammatik, S. 40.

[2]) Delitzsch, Assyrische Grammatik, S. 17.

[3]) In meiner Abhandlung „Zwei Grundtatsachen in der Geschichte des Jahveglaubens" (Neue kirchliche Zeitschrift 1899, S. 707).

[4]) G. Margoliouth, Hebrew-Babylonian Affinities (1899), p. 5. Wesentlich ebendieselbe Vermutung ist in diesem Jahre von dem amerikanischen Gelehrten William J. Warren in seinem Aufsatze „Beginnings of Hebrew Monotheism. — The ineffable Name" in der Methodist Review (New York 1902) p. 24 ff. weiter entfaltet worden.

Diese vier Keilgruppen, die schon seit 1898 diskutiert worden waren, sind nun jetzt auch in „Babel und Bibel," S. 47 als die untere von den beiden dort reproduzierten Keilschriftzeilen gegeben. Diese Zeile ist dort mit *Ja-hu-um-ilu* umschrieben worden, obgleich der Laut *h* in den Keilschriftzeichen nicht ausgedrückt ist. Das *h* könnte aber trotzdem vorausgesetzt werden, weil im Assyrischen die Gutturale, ausser *ḫ* (= *kh*), ihren Laut verloren haben.

Im Jahre 1899 aber wurde von jenen Keilschriftpublikationen des Britischen Museum der VIII. Teil herausgegeben,[1]) und dort findet man auf Platte 20 einen Text, der mit Bu. 91—5—9, 314 signiert ist, und auf dessen Obvers in Zeile 3 die vier Keilgruppen gelesen werden, die auf der Schrifttafel hier auf S. 44 unter No. 4 gegeben sind.

Diese vier Keilgruppen sollen die obere von den beiden Keilschriftzeilen sein, die in „Babel und Bibel" S. 47 abgedruckt sind. Denn der rühmlichst bekannte Assyriolog E. A. Wallis Budge, der Direktor der ägyptisch-assyrischen Abteilung des Britischen Museum, hat mir liebenswürdigst die drei Texte genannt, deren Originale — ebenfalls durch Budges gütige Vermittelung — in „Babel und Bibel" S. 46 abgebildet werden konnten, und ich habe von diesen drei Texten[2]) mir in der Königlichen Bibliothek zu Berlin alle die Stellen abgeschrieben, in denen die letzte der vier Keilgruppen vorkommt, die man auf der Schrifttafel S. 44 unter No. 1 und No. 4 reproduziert findet. Von den abgeschriebenen Stellen passen nur die auf der Schrifttafel unter No. 4 gegebenen vier Keilgruppen — bis auf einen einzigen Zug — zu der oberen von den beiden Keilschriftzeilen in „Babel und Bibel" S. 47. Einen differierenden Zug besitzt nämlich die von mir nach dem englischen Werke gegebene Keilschriftzeile und die obere Keilschriftzeile

[1]) Cuneiform Texts etc., Part VIII (1899).

[2]) Cuneiform Texts etc., Part IV, plate 27 und Part VIII, plate 20 und 34.

von „Babel und Bibel“ S. 47. An der letztgenannten Stelle hat die erste Keilgruppe (vgl. die Schrifttafel auf S. 44, No. 5) ein anderes Schlusszeichen, nämlich keinen doppelten, sondern einen einfachen Keil (vgl. die Schrifttafel auf S. 44, No. 6). Obgleich aber die erste Keilgruppe dieser oberen Zeile von der ersten Keilgruppe jener unteren Zeile im Schlusszeichen differiert, beginnt die Transkription der oberen Zeile in „Babel und Bibel“ S. 47 ebenfalls mit *Ja*. Dies entspricht nun wirklich der ersten Keilgruppe, die in der von mir reproduzierten englischen Publikation steht.

Was aber bedeutet die zweite Keilgruppe dieser oberen Zeile? Auf meine Anfrage bei Budge, ob die Gestalt der zweiten Keilgruppe, wie sie in der englischen Publikation und auf der Schrifttafel hier auf S. 44 unter No. 4 gegeben ist, auch wirklich dem Original entspreche, hat dieser mir freundlichst in einem Briefe vom 9. April geantwortet, diese zweite Keilgruppe habe die Gestalt, die man hier auf der Schrifttafel S. 44 unter No. 7 sieht. Dies kann nun eine Variation der Keilgruppe sein, die hier auf der Schrifttafel S. 44 unter No. 8 abgebildet ist.[1]) Diese soeben erwähnte Keilgruppe, die in der Schriftliste von Delitzschs Grammatik S. 18 bei No. 7 steht, stellt nach diesem selbst die Laute „*ʾa, ʾi, ʾu* oder *aʾ, iʾ, uʾ*“ dar.

Die dritte Keilgruppe dieser oberen Zeile habe ich sofort mit No. 69 in Delitzschs Grammatik S. 26 identifiziert, und diese Gruppe symbolisiert nach Delitzsch selbst die Silben „pi, me, ma, a, tu, tal“.

Folglich können die drei ersten Keilgruppen der oberen Zeile heissen sollen: *Ja-ʾu-ma*. Darin wäre *ma* die hervorhebende Partikel, die überaus häufig enklitisch zu andern Wörtern hinzutritt (Delitzsch, Assyrisches Handwörterbuch, S. 386f.), auch an Eigennamen sich zeigt, wie in šar Aššur-ma, und auch in zusammen-

[1]) Die Variationen der Gestaltung dieser Keilgruppe findet man bei Amiaud et Méchinaud, Tableau comparé des écritures babylonienne et assyrienne, bei No. 191.

gesetzten Eigennamen auftritt, wie in Ilu-ma-damik (Delitzsch, Assyrische Grammatik § 79*a*). Alle vier Keilgruppen dieser oberen Zeile würden also heissen: *Ja-ʾu-ma-ilu*, und dadurch würde mit Emphase ausgesprochen sein, dass *Ja-u* Gott sei.

Die drei ersten Keilgruppen können aber auch heissen sollen: *Ja-ʾa-me*, und da nach einem Lautgesetze der babylonisch-assyrischen Sprache (Delitzsch, Grammatik § 44) der Lippenlaut *m* oft in den Lippenlaut *v* übergegangen ist, so hätte auch gemeint sein können: *Ja-ʾa-ve*, sodass alle vier Keilgruppen dieser oberen Zeile den Namen *Ja-ʾa-ve-ilu* hätten darstellen können, was in „Babel und Bibel," S. 47 einfach als die einzige Möglichkeit erwähnt ist.

Aber man sieht schon aus dem, was ich bis jetzt gegeben habe, dass diese Deutung der betreffenden Keilgruppe keineswegs die einzige mögliche ist. Und ist sie die wahrscheinlichste? Dieser Name *Ja-'a-ve-ilu* könnte ja nicht babylonisch sein, da das Verb *hava* „sein" nicht im Babylonisch-Assyrischen existiert, wie man es auch in Delitzschs Assyr. Handwörterbuch, S. 31, 230 vergeblich sucht. Dieser Umstand mag allerdings als unwesentlich betrachtet werden. Aber könnte dieser Name, oder wenigstens *Ja-'a-ve* ein kanaanitisches Lehnwort sein, oder vielmehr bei den kanaanitischen Stämmen bekannt gewesen sein, zu denen Hammurabi gehört haben soll? Dies könnte nur in zwei Fällen angenommen werden. Entweder müsste die Aussprache *Ja-'a-ve* zweifellos als die einzige Möglichkeit in den erörterten Keilgruppen liegen, und dies ist eben nachgewiesenermassen nicht der Fall, oder es müsste von anderswoher gezeigt werden können, dass die Gottesbezeichnung *Jahve* bei den Kanaanitern bekannt gewesen sei. Nun hat W. Max Müller in seinem Werke „Asien und Europa"[1]) bemerkt, dass schon unter Ḍhutmose III. „mindestens im 16. Jahrhundert" der westpalästinische

[1]) W. Max Müller, Asien und Europa (1893), S. 162, 312.

Ortsname *bai-ty-a* oder *bait-yâ* (S. 162) oder *bai-ti-y-'â* (S. 312) vorkommt. Aus diesem einzigen Beleg wagt er den Schluss zu ziehen, dass „die Mittelpalästinenser Jahu als einen (oder den?) Hauptgott ansahen" (S. 313).[1])

Am allerwenigsten aber würde der von W. Max Müller erwähnte Stadtname beweisen, dass bei den Kanaanitern der Gottesname Jahve bekannt war. Und wie völlig unwahrscheinlich ist dies nach andern Zeugnissen! Oder führte nicht Mose im Namen Jahves Israel nach Kanaan mit dem Grundgebot, nicht andern Göttern zu dienen? Was war ferner auch nach Mose's Zeit Israels Parole im Streit gegen Kanaan? Der Name „Jahve" (bei Luther: der Herr). „Hier Schwert des Herrn und Gideon!" lautete das Feldgeschrei Israels (Richt. 7, 20). Weshalb ferner hatte noch z. B. Elia, der Prophet Jahves, jenen religionsgeschichtlichen Ringkampf mit den Priestern des Baal, des Sonnengottes, auf dem Karmelgebirge (1 Kön. 18) zu bestehen? Weil der Kult des Baal von der Kanaaniterin Izebel in Israel begünstigt wurde. Und da sollen auch die Kanaaniter selbst Jahve verehrt haben? Das entbehrt jeglicher Wahrscheinlichkeit.

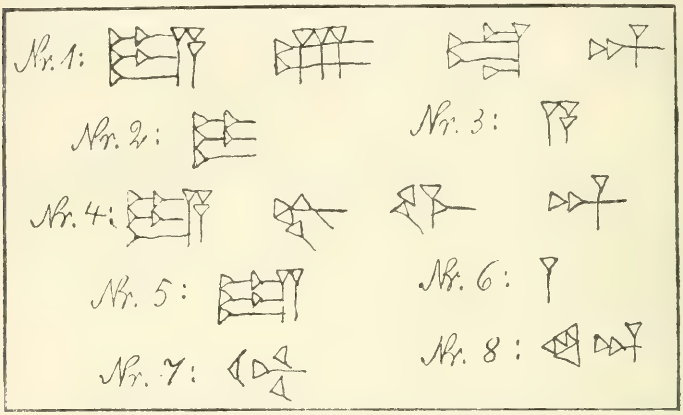
Übrigens erlaube ich mir, noch folgenden andern Versuch, jene obere Keilschriftzeile zu deuten, vorzulegen: Konnte nicht auch *Ja-a'-mi-ilu* gemeint und diese Namensform eine keilschriftliche Wiedergabe des Namens *Jaḥmi-ilu* (es beschütze Gott) sein?[2]) Dies war gleich mein erster Gedanke. Nämlich im Babylonisch-Assyrischen vertritt der Spiritus lenis fünf Kehllaute:

---

[1]) Der oben erwähnte Stadtname *Bai-ti-y-'â* ist also auch das ganze Material, worauf sich in Gesenius-Buhls Hebräischem Handwörterbuch, 13. Aufl. 1899, S. 312b der Satz bezieht: „Jetzt meint Max Müller 312 f. durch das Ägyptische beweisen zu können, dass Jahve in vormosaischer Zeit eine Hauptgottheit der Kanaaniter gewesen sei."

[2]) Arabisches *hama* heisst „protexit, defendit" z. B. nach Nöldeke-Müller, Delectus veterum carminum arabicorum, p. 142. — Anlautendes *i-a* kommt in der keilschriftlichen Wiedergabe von Fremdwörtern vor (Delitzsch, Assyrische Grammatik § 41, b).

den Spiritus lenis, den Spiritus asper *h*, den verstärkten Spiritus asper *ḥ* etc. Ferner *me* vertritt dort auch *mi*, wie ja z. B. *šume* statt *šumi* „mein Name“ vorkommt (Delitzsch, Grammatik § 30, S. 77, Z. 3 v. u.). Konnte demnach *Ja-a'-mi-ilu* nicht ein keilschriftliches Äquivalent des Namens *Jahmi-ilu* sein? Dieser Name ist aber in Inschriften solcher Südaraber (Sabäer-Minäer) gelesen worden, mit denen die Hammurabi-Dynastie zusammengehangen haben kann.[1])



Nach alledem ist es weder erwiesen noch wahrscheinlich, dass der Gottesname *Jahve* „der Seiende“ bei kanaanitischen Völkerstämmen in Babylonien in Gebrauch gewesen ist. Also ist auch kein Widerspruch gegen das geschichtliche Bewusstsein Israels begründet worden, das sich z. B. auch in jenem Schibboleth „Jahve ist unser Gott etc.“ (Deut. 6, 4) ausgeprägt hat. Wenigstens eine charakteristische Spur von diesem Bewusstsein Israels darf in diesem Zusammenhange noch erwähnt werden. Während nämlich im Buche Jona der Name Jahve sehr oft gebraucht ist und noch in 3, 3a gesagt wird „da machte Jona sich auf und ging nach Ninive

[1]) Hommel, Die altisraelitische Überlieferung in inschriftlicher Beleuchtung (1897), S. 79.

gemäss dem Worte Jahves," ist diese Gottesbezeichnung in Bezug auf das Kultusobjekt der Niniviten konsequent vermieden. Denn es heisst nicht bloss „und Ninive war eine grosse Stadt für Gott" (d. h. nach dem Urteile Gottes), sondern auch „da glaubten die Männer von Ninive an Gott" und „sie riefen zu Gott" und so ist sechsmal das hebräische Wort für „Gott" gewählt in 3, 3b, 5, 8, 9a, 10ab. Aber davon, dass „Jona den Niniviten Jahve gepredigt habe" (Hommel, Die israelitische Überlieferung etc., S. 145), weiss das Alte Testament gar nichts. Alles, was im Buche Jona über den Inhalt der Predigt Jonas gesagt ist, lautet „Noch vierzig Tage, und Ninive ist umgestürzt" (3, 4 b), und auch im übrigen hat der Autor des Buches Jona durchaus es vermieden, den Namen Jahve in Verbindung mit den Niniviten zu bringen, wie durch die oben citierten sechs Stellen (3, 3b—10b) belegt worden ist.

4. Gott und die Geschichte. — Das Erschauen Gottes als des Seienden, — als des vor der Welt existierenden und alle ihre Phasen überdauernden Geistreale, als des die Welt durchzuckenden (Ps. 104, 28f.) und in allen Geschichtswandlungen getreuen Weltherzens — war ein Abglanz der gewaltigen Erfahrung, der Israel seine Erlösung aus der ägyptischen Knechtschaft und damit seine national-religiöse Neugeburt verdankte. Wie dem midianitischen Priester Jethro aus jener Befreiung die Erkenntnis von der Hegemonie Jahves über das ägyptische Pantheon entgegenleuchtete (Exod. 18, 11), so sang auch Israel damals „Ich will preisen Jahve, denn er ist gar hehr, Rosse und Reiter warf er ins Meer" (15, 1), und so sang Israel durch die Jahrhunderte hindurch (Richt. 5, 3. 11 etc.). Diese Epoche der Geschichte Israels haben auch seine Redner in allen Zeiten als die von Gottes Huld umstrahlte Jugend- und Brautzeit ihrer Nation gerühmt,[1]) und so schwebt überhaupt ein

[1]) „Da Israel jung war, hatte ich ihn lieb (d. h. gab ich ihm einen hervorragenden Beweis meiner Liebe) und rief ihn,

eigenartiger Glanz über der Geschichtsbetrachtung dieses Volkes:

Harmonie zwischen Gott und Menschen bildet das glutflammende Morgentor der Geschichtswege Gottes, und Harmonie zwischen Gott und Menschen ist der wimpelflatternde Heimatport, durch den Gottes Geschichtswege in die Ewigkeit zurückmünden. Zwischen beiden Punkten aber wogen schrille Disharmonieen an unser Ohr — die vom tausendfältigen Menschenwohltäter zu erwartende Pietät ist ja verletzt worden (Gen. 3, 1 ff.) —, nur dringen daneben süsse Friedensstimmen zu uns herüber: mit Gottes Heiligkeit, von der die Gerechtigkeit als das Fundament der Weltgeschichte geschirmt wird, ringt gleichsam Gottes Gnade, und sie trägt als Siegespreis die Begründung einer Menschengemeinschaft davon (Gen. 12, 1 ff.), die sich folgendermassen charakterisiert: die wahre Religion und Sittlichkeit sind in ihr die obersten Prinzipien (Gen. 17, 1), Gott ist da der himmlische König (Exod. 15, 18), Stillesein und Vertrauen auf Gott sind da die Quellen der wahren Stärke (Jes. 30, 15), entsagungsvolle Selbstaufopferung für andere ist da die glorreichste Heldentat (53, 4 ff.), und die aus der Sühnung aller religiös-sittlichen Schuld (Hes. 36, 25—27) erwachsende Gemeinschaft Gottes und der Menschen ist das erhabene Ziel der göttlichen Geschichtswege.

Fürwahr, angesichts dieser Aussagen des Alten Testaments drängt es einen, noch einmal zu wiederholen, was oben gesagt worden ist: über der Geschichtsauffassung der israelitischen Literatur schwebt ein eigenartiger Glanz, das emporsteigende Morgenrot der Geistesherrschaft, das jedes Auge beseligen muss, welches sich in seine lieblichen Fluten versenkt und den zukünftigen Tag des wahren Geistesreiches in ihnen heranwallen

---

meinen Sohn, aus Ägypten“ (Hos. 11, 1; 12, 14; Jer. 2, 2; 3, 4); vgl. auch Fr. Giesebrecht, Die Geschichtlichkeit des Sinaibundes (1900).

sieht.[1]) Wo ist die Parallele dazu auch in der babylonischen Litteratur?

5. Das ästhetische und sittliche Niveau, das im Babyloniertum und im Israelitismus zu Tage getreten ist.

Die moralische Höhenlage einer Nation kann selbstverständlich nur indirekt aus so aufgeregten Zeiten, wie Kriegsperioden es sind, erkannt werden. Denn man weiss, dass die Notwendigkeit oder Leidenschaft des Kampfes auch den kultivierten Menschen leicht unter sein sonstiges Niveau herabsinken lässt. Aber indirekt spiegelt sich doch der Kulturgrad eines Volkes auch in der Behandlung, die es dem bekämpften und besiegten Feinde zu Teil werden lässt.

Nun haben allerdings auch die Hebräer ihren Sieg oft schonungslos verfolgt. Aber erstens ist dies gegenüber Völkerschaften geschehen, an denen wegen ihrer grenzenlosen Depravation die Weltgeschichte endlich zum Weltgericht werden musste, wie bei den mehr oder weniger sodomitischen Kanaanitern (Gen. 19, 5; Lev. 18, 28 etc.). Zweitens geschah es solchen Feinden gegenüber, die dem aus tyrannischer Knechtschaft entfliehenden Israel hinterlistig in den Rücken gefallen waren, wie die Amalekiter auf der Sinaihalbinsel (1. Sam. 15, 2. 6), oder die den durchziehenden Truppen Nahrungsmittel verweigert hatten, wie die Bewohner von Sukkoth (Richt. 8, 6). Ferner ist in 2. Sam. 12, 31 nach richtiger Lesart gesagt „und er liess die Gefangenen arbeiten mit der Ziegelform.“[2]) Endlich ist ein Herabstürzen der Feinde vom Felsen als Akt der Wiedervergeltung gegen die Edomiter erwähnt (2. Chron.

---

[1]) Von ihm heisst es dann: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ etc. (Joh. 18, 36; Luk. 17, 20f.; Matth. 13, 31—33). Nur ein von Ignoranz oder Antisemitismus eingeengtes Auge kann den inneren Zusammenhang der prophetischen Religion Israels und der Gottesreichsidee Jesu Christi verkennen.

[2]) G. Hoffmann, Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft 2, S. 66.

25, 12), weil diese so oft grausam an dem Bruderstamm Israel gehandelt hatten (Amos 1, 11 etc.). Andererseits wird erwähnt, dass israelitische Könige in dem Rufe standen, gegen ihre Feinde mild oder loyal zu verfahren (1. Kön. 20, 31), und ausdrücklich ist geboten, dass fruchttragende Bäume geschont werden sollen (Deut. 20, 19 f.).

Welch ein Bild aber entrollt sich vor unseren Augen, wenn wir darauf achten, wie von Babyloniern und Assyrern im Kriege gegen Pflanzen und Menschen gewütet worden ist! In einer Inschrift Nebukadnezars I., der um 1140 über Babylonien herrschte, wird es ja als ein besonderes Privilegium eines Gebietes erwähnt, wenn die königlichen Beamten seine „Haine und Dattelpflanzungen nicht niederhauen“ dürfen.[1]) Nebukadnezar II. aber (604—561) betet um „Zerstörung des Landes seiner Feinde“ (III, 2, 45) und fleht zu Lugal-Maradda mit den Worten „Vernichte das gesamte Land der Feinde!“ (S. 69). Man weiss ja auch, dass auf Befehl desselben Nebukadnezar dem Könige Zedekia die Augen ausgestochen und das Heiligtum Jahves niedergebrannt wurde (2. Kön. 25, 7 ff.). Betreffs der assyrischen Kriegsgreuel aber genügt es, an folgendes zu erinnern: „Balken von Cedern, Cypressen etc. schlug ich (Asurnasir-abal 885—860) nieder“ etc.; „seine Gärten hieb ich nieder,“ „seine Dattelpalmen, die im Hain seines Landes standen, hieb ich um.“[2]) — Welch ein Kommentar zu Jes. 14, 8: „Auch Cypressen haben sich über dich, d. h. deinen Sturz, gefreut, die Cedern vom Libanon: seitdem (so sprachen sie gleichsam) du darnieder liegst, steigt nicht mehr der herauf (aufs Gebirge), der auf uns loshaut!“ — Insbesondere aber die Art, wie die menschlichen Bewohner der mit Eroberungskriegen überzogenen Länder von Seiten der Assyrer behandelt wurden, bildet einen erschreckenden Ausschnitt

[1]) Keilinschriftliche Bibliothek III, 1, S. 169.
[2]) I, 109. 113; II, 15.

aus der Kulturgeschichte der Menschheit. Denn man rühmt sich z. B. folgender Taten: „3000 Gefangene verbrannte ich im Feuer“ (I, 69. 71); „ihre Knaben und Mädchen verbrannte ich in der Glut“ (I, 71. 75. 77. 81); „die übrigen vernichtete ich durch Verschmachtenlassen“ (I, 101) oder „durch Verdurstenlassen“ (II, 225); „viele Männer nahm ich lebendig gefangen: den einen schnitt ich Hände und Arme, den andern Nasen und Ohren ab, vielen Männern stach ich die Augen aus“ (I, 71. 91. 113), oder „riss ich die Zungen aus“ (II, 193. 257) oder „ich schnitt ihnen die Lippen ab“ (II, 197) etc. etc. nach Dutzenden von Stellen.

Das sittliche Niveau einer Nation oder Geschichtsperiode kann ferner auch nicht direkt nach der Praxis überhaupt bestimmt werden. Denn es ist bekannt, dass die sittliche Praxis in allem menschlichen Leben um ein oder mehrere Schritte hinter der sittlichen Einsicht einherhinkt: auch ein David hat sich von der Leidenschaft zum Ehebruch verführen lassen. Aber diese Tat wurde auch am Könige (!) vom lebendigen Gewissen Israels aufs schärfste verurteilt. Wer kennt nicht Nathans Parabel (2. Sam. 12, 1—4) mit ihrem erschütternden Schlusssatz: „Du bist der Mann!“

Der wahre Gradmesser für die sittliche Höhenlage eines Volkes oder Geschichtsstadiums ist die Praxis, die ungetadelt bleibt, weil sie dem moralischen Bewusstsein der betreffenden Nation oder Zeit entspricht. Fassen wir dies ins Auge, so tritt im keilschriftlichen Epos von der „Hadesfahrt der Ischtar“ uns eine solche schamlose Handlungsweise als ungetadelte und selbstverständliche entgegen, dass man die gemeinsten Winkel Vorderasiens durchsuchen muss, um Analogien dazu zu finden.[1]) Dagegen Israels Urteil über ein auch nur

[1]) Die beste Übersetzung dieses Epos hat P. Jensen in der „Keilinschriftlichen Bibliothek“ VI, 1 (1900), S. 80—91 gegeben. Die Stelle steht im Obvers, Zeile 35 und besonders Zeile 78 und Revers, Zeile 8. — Höchst unästhetische und

ähnliches Benehmen spricht sich schon hinreichend in der Entrüstung aus, die gegen den Kanaaniter Sichem losbrach (Gen. 34, 2. 31), und für Israels sittliches Bewusstsein sind überaus bemerkenswert die Worte der unglückseligen Thamar „So thut man nicht in Israel“ (2. Sam. 13, 12; ähnlich Richt. 20, 6; vgl. Gen. 20, 11). Absaloms Tat aber (2. Sam. 16, 22) war eine ganz exorbitante: die tragische Konsequenz einer aus Frevel geborenen Zwangslage.

Das ästhetische und moralische Niveau eines Volkes spiegelt sich indirekt auch in seinen Vorstellungen vom Göttlichen. Was für ein Bild tritt uns in dieser Hinsicht aus der babylonischen Literatur entgegen? Wir sehen die Götter unterworfen denselben Leidenschaften, wie die unsittlichen Menschen, fähig derselben Schwächen, beständig im Kampf unter einander begriffen. Wie oft ist von ihren Buhlschaften die Rede (vgl. im Schöpfungs-Epos in Keilinschriftliche Bibliothek VI, 1, 1900, S. 9. 25. 27 etc., hauptsächlich im Gilgamesch-Epos: S. 167 ff. etc.)! „Sie trinken sich einen Rausch, schwellen an ihre Leiber etc.“ (ebenda S. 21).

Gewiss spricht sich auch in der babylonischen Literatur oft ein Schuldgefühl gegenüber dem Willen der Götter aus. Den Beweis liefern ja hauptsächlich die „Babylonischen Busspsalmen.“[1]) Aber während keine Erzählung über den Anfang der menschlichen Impietät sich bis jetzt in der Keilschriftliteratur gefunden hat, lassen sich neben jenen Äusserungen des Sündenbewusstseins doch auch viele Stimmen der Selbstgerechtigkeit vernehmen, sodass das als normal erscheint, was in der israelitischen Entwickelung als Symptom späterer Veräusserlichung auftritt. Denn entgegen tritt uns Gudea als „der verständnisvolle, der

---

unmoralische Stellen liest man auch im Gilgamesch-Epos (ebenda, S. 123. 125. 127. 129 etc., hauptsächlich S. 133, Z. 27 etc.).

[1]) Herausgegeben und übersetzt von H. Zimmern (1885).

ehrfurchtsvolle Knecht seiner Herrin“, Hammurabi als „der Hirte, der dem Herzen des Merodach wohlthut“ etc.[1]) Aber wo sind die Parallelen zu solchen Sätzen, wie der des Jakob „Herr ich bin zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knecht gethan hast“ (Gen. 32, 10), oder wie der des David „Wer bin ich und was ist mein Haus, dass du mich bis hierher gebracht hast?“ (2 Sam. 7, 18)? Ich habe in der babylonischen Literatur auch kein solches Gebet gelesen, wie das des Salomo „Du wollest (o Jahve) deinem Knechte geben ein gehorsames Herz, dass er dein Volk (!) richten möge“ (1. Kön. 3, 9), wo also auch die Unterthanen als direkte Pflegebefohlene der Gottheit angesehen sind.

* *
*

Ja, Babel ist gewiss der Ausgangspunkt vieler Kulturelemente für nähere und entferntere Gebiete gewesen, aber die Religion, dieser abschliessende Faktor aller Kultur, besitzt ihre klassische Literatur in der Bibel. Babel mag immerhin „das ‘Hirn’ Vorderasiens“ genannt werden (Babel und Bibel, S. 27), aber was den Lebenspunkt der Bibel bildet, das quoll aus einer weltüberragenden Erfahrung, und es wird doch dabei bleiben: In Babel strebte die Menschheit zum Himmel, in der Bibel ragt der Himmel in das arme Menschenleben herein.

Glücklicherweise liegt also die Bedeutung der Ausgrabungen am Euphrat nicht darin, dass sie zur Totengräberarbeit für die religionsgeschichtliche Prärogative der Bibel werden. Dies war es auch, was ich kurz zum Ausdruck bringen wollte, indem ich diesem Schriftchen den Titel „Bibel und Babel“ gab.

---

[1]) Keilinschriftliche Bibliothek III, 1, S. 57. 109. 137. 187; III, 2, S. 47. 53. 55. 57. 61. 63. 75. 77. 115; vgl. Neh. 5, 19 etc.

Bonn, den 23. April 1902.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.

IM KAMPFE

UM

BABEL UND BIBEL

EIN WORT

ZUR VERSTÄNDIGUNG UND ABWEHR

VON

Dr. ALFRED JEREMIAS

PFARRER DER LUTHERKIRCHE ZU LEIPZIG

„Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit.“ Paulus

LEIPZIG

J. C. HINRICHS'sche BUCHHANDLUNG

1903

I. Der alte Orient und die alttestamentliche Wissenschaft.

Das Erscheinen der kleinen Schrift Friedrich Delitzsch's „Babel und Bibel“ erregt noch immer die Geister. In immer neuen Auflagen wird das anschaulich geschriebene, fein disponierte und prächtig illustrierte Schriftchen gedruckt. Fast allmonatlich erscheint jetzt eine Gegenschrift, während in der ersten Zeit die Tagesblätter zum grossen Teil von uneingeschränkter, freilich vielfach kritikloser Zustimmung widerhallten. Es steht zu erwarten, dass nun auch der Verfasser selbst nach seiner Rückkehr aus Babylonien seine Grundsätze von neuem zur Geltung bringen wird von der hervorragenden Stelle aus, die er einnimmt und die ihm gebührt.

Von den Keilschriftforschern haben nur wenige in der Debatte das Wort ergriffen. Einige haben die Behandlung und Deutung des inschriftlichen Materials kritisiert, einer hat, ohne auf solche Kritik einzugehen, gegen eine von theologischer Seite ausgegangene, auf mangelnder Sachkenntnis beruhende Kritik lebhaft Verwahrung eingelegt. Wenn die Assyriologen einig wären, so hätten sie unter Hintansetzung einzelner wissenschaftlicher Bedenken einmütig ihrer Freude darüber Ausdruck geben dürfen, dass endlich der Tag gekommen ist, an dem das Interesse für die grossen babylonischen Entdeckungen auch in Deutschland in weiten Kreisen lebendig geworden ist. Es ist ja unleugbar, dass Delitzsch in seinem Vortrag, der gebildete Kreise, insbesondere die Mitglieder der Deutschen Orientgesellschaft, über den

Einfluss der Keilschriftforschung auf unsere Bibelkenntnis unterrichten sollte, in manchen Punkten seiner Beurteilung des keilinschriftlichen Materials sich nicht in Übereinstimmung mit der Auffassung einzelner Mitforscher — die alle anerkennen, von ihm gelernt zu haben — befindet. Aber es handelt sich doch um einen Vortrag. Niemand wird der Wissenschaft zumuten, dass sie in jedem einzelnen Punkte die persönliche Meinung des Vortragenden deckt. Und im grossen und ganzen giebt der Vortrag, soweit er von den vorderasiatischen Denkmälern handelt, in künstlerischem Aufbau solche Dinge wieder, die als gesichertes Resultat der Keilschriftforschung über allen Widerspruch erhaben sind.

Ganz anders ist der Sturm zu beurteilen, der sich auf theologischer Seite erhoben hat. Die Vertreter der alttestamentlichen Theologie haben sich zahlreich gegen Delitzsch's Babel und Bibel erhoben. Von der äussersten Linken bis zur äussersten Rechten ist Verwahrung eingelegt worden gegen die Schlussfolgerungen, die Delitzsch in bezug auf die Entstehung der alttestamentlichen Litteratur und in bezug auf die Geisteswelt der alttestamentlichen Schriftsteller gezogen hat. Und das hat guten Grund. Delitzsch's religiöse Stellung zum Alten Testamente entspringt einem wohl zu weit gehenden Subjectivismus.

Dabei verfallen aber die theologischen Kritiker zum Teil von ihrer Seite aus demselben Fehler, den Delitzsch von seinem Standpunkte aus begeht. Wie er in theologischen Fragen von einem vergangenen Rationalismus sich nicht ganz frei hält, so machen die von einigen benutzten assyriologischen Waffen dem Kenner den Eindruck von Hellebarden und Luntenflinten. Ein Teil der theologischen Kritiker hat es sich nämlich nicht versagen können, das Gebiet der Keilschriftforschung selbst zu betreten und Fragen zu diskutieren, die lediglich auf Grund einer selbständigen Kenntnis des babylonischen Altertums ausgemacht werden können.

Das gilt vor allem von dem Gelehrten, dessen Gegenschrift den grössten äussern Erfolg hat und dessen Stimme als die eines hochverdienten und anerkannten Führers besonders auf-

merksam gehört werden musste: Eduard König in Bonn.[1] Seine Waffenrüstung gegen die Resultate der Keilschriftforschung scheint mir nicht genügend. Einer seiner Hauptzeugen ist der verstorbene C. P. Tiele. Wenn dieser ehrwürdige, wahrheitsliebende Leydener Vertreter der Religionsgeschichte noch am Leben wäre, würde er etwa sagen: Ich bin nicht Assyriologe; als ich vor 16 Jahren mein Buch über die Geschichte Babyloniens schrieb, war ich selbst auf die Arbeiten der Entzifferer angewiesen; jedenfalls kann das Buch jetzt nicht mehr als Gegenzeuge für fachmännische Urteile über assyrische Denkmäler gelten, die zum grossen Teil erst später entdeckt und entziffert worden sind!

Noch weniger verstehe ich es, wenn als Schwurzeuge der „rühmlichst bekannte Assyriologe E. A. Wallis Budge“ wiederholt genannt ist. Budge, der sich in erster Linie auf anderen Gebieten mit Erfolg bethätigt hat, würde gewiss selbst gegen diese Benennung Einspruch erheben. König behauptet natürlich nicht, selbst Kenner der Urkunden zu sein, aber er bietet sich doch „uneingeweihten Lesern“ als Führer auf dem eigentlichen fachmännischen Gebiete an. Zu dem Zwecke hat er sich um die Kenntnis der Schriftzeichen bemüht, einzelne Worte nach Delitzsch's Schrifttafel nachgeprüft und die mit dem Jahve-Namen zusammenhängenden Schriftbilder nachgezeichnet. Aber ob man auf diese Weise zum rechten Ziele gelangt? Aus einer Schreibvariante, die für den Kenner der betreffenden Inschriften völlig belanglos ist, zieht er Schlüsse auf die Unzuverlässigkeit der Delitzsch'schen Lesung.[2]

Zunächst ist die Klage, die Ed. König über die leidige Thatsache erhebt, dass einzelne Zeichen der assyrischen Schrift an verschiedenen Stellen einen verschiedenen Wert haben, nicht berechtigt.

---

1) Bibel und Babel. Eine kulturgeschichtliche Skizze. Berlin, Martin Warneck. Es liegt jetzt im Dezember 1902 die sechste, erweiterte Auflage vor.

2) Der betreffende Passus findet sich noch in der 6. Auflage (S. 49 f.), obgleich der Verfasser in Besprechungen auf sein Missgeschick aufmerksam gemacht wurde.

Einmal ist das bei allen Silbenschriftarten mehr oder weniger der Fall, und dann kann jeder assyriologische Student bezeugen, dass das Befremdliche dieser Erscheinung nach vierzehn Tagen des Studiums verschwindet. Eher kann ein anderer Umstand Schmerzen machen: das Nebeneinander von Wortbild und Schreibung in Silbenschrift. Solange wir für ein Wortbild (Ideogramm) keine phonetische Lesung (in Silben) haben, bleibt die Aussprache(!) unsicher. Das ist nun besonders häufig bei Eigennamen der Fall, die mit Vorliebe ideographisch geschrieben werden. Weil aber Eigennamen besonders oft zur Debatte stehen, hat sich in weiten wissenschaftlichen Kreisen die Anschauung festgesetzt: die Lesung der assyrischen Inschriften sei überhaupt unsicher. Das hat sich wieder recht bei dem Streit über den babylonischen Jahu-Namen gezeigt. Die Wissenden hätten den uneingeweihten Leser in diesem Punkte beruhigen sollen. Wenn übrigens Ed. König Klage über Schreibfehler erhebt, so könnte man ihm mit drastischeren Beispielen dienen, als er sie nach seinen Gewährsmännern angiebt. Im grossen und ganzen sind die Tafelschreiber vorsichtig und solid. Aber einmal ist ein Sanherib-Schreiber auf einer Cylinderinschrift bei mehr als 30 Fehlern ertappt worden. Censur 5! Dergleichen kommt doch wohl auch anderwärts vor. Aber es wird den Assyriologen gewiss soviel Verständnis zugetraut werden dürfen, dass sie Schreibfehler merken. Zu Bedenken wird das kaum Anlass geben in bezug auf die Richtigkeit von biblisch-babylonischen Forschungen. In einer katholischen Zeitschrift fand ich allerdings einmal die Bemerkung, Pater Strassmeier sei zur Kopierung der assyrischen Keilinschriften nach London geschickt worden, damit rechtzeitig eine Fälschung der für die Bibelwahrheit zeugenden Steine durch Bibelfeinde verhindert würde!!

Im weiteren Verlaufe seiner „kulturgeschichtlichen Skizze“ vergleicht König die Objektivität der assyrischen Geschichtsurkunden mit den hebräischen Geschichtsberichten, und bringt dann einerseits Beispiele für prahlerischen assyrischen Siegesbulletinstil und andrerseits Beweise für Glaubwürdigkeitsspuren in hebräischen Geschichtsberichten. Nun, die assyrischen Beispiele

liessen sich zu Hunderten anführen. Aber auch hier lernt man zwischen den Zeilen lesen. Niederlagen werden wie in den englischen Telegrammen des Burenkrieges meist durch Schweigen verraten. Ein Missgriff ist Königs Beispiel: Sanheribs fluchtartiger Rückzug vor Tirhaka habe auf seiner Prisma-Inschrift keine Spur hinterlassen (S. 11). Das ist nicht gut möglich. Denn das Prisma ist 691 geschrieben, in dem Jahre, in dem Tirhaka zur Regierung kam. Der Feldzug fand erst später statt. Und was die biblischen Geschichtsberichte anlangt, so zweifelt man im ganzen wohl nicht an ihrer Glaubwürdigkeit. Die biblische Königsgeschichte hat zur Aufhellung der assyrischen Inschriften besonders in den Anfängen der Entzifferung ein gut Teil beigetragen; nur dass jetzt die Keilschriftforschung das empfangene Licht reichlich zurückgiebt. Aber man muss doch bedenken, dass die biblischen Geschichtserzählungen nicht historische Geschichtsdarstellungen in unserem Sinne sind. Die Israeliten nennen ihre Geschichtsbücher ja selbst „Nebiim“, Prophetenbücher. Die Redaktoren haben Geschichtsurkunden gehabt, die sie excerpiert haben (wie die Bruchstücke 2 Reg. 8 etc. zeigen) und denen sie ihre erstaunlich genaue Kenntnis der historisch-geographischen und politischen Situation der geschilderten Zeiten verdanken. Aber sie haben nur wenig davon benutzt, da ihre Darstellung religiösen und nicht annalistisch-historischen Interessen galt. Übrigens giebt es viele Fälle, in denen einzelne assyrische und biblische Geschichtsangaben sich ergänzen und bestätigen, und wir können dafür nur dankbar sein. Was speziell Kriegs- und Siegesberichte anlangt, so werden wir in den Fällen, wo es sich um Berichte auf beiden Seiten handelt, abwägen müssen. Charakteristisch ist folgendes Beispiel. Nachdem die nördliche Hälfte Israels (Manasse) assyrische Provinz geworden war, war in dem verschont gebliebenen Ephraim mit der Hauptstadt Samarien Pekach gestürzt worden, und Hosea (A-u-si-') hatte mit Genehmigung des assyrischen Königs Tiglatpileser (Phul) die Herrschaft übernommen. Die assyrischen Tafelschreiber kennen genau die Situation und erzählen: „Pekach, ihren König, stürzten sie, Hosea setzte ich zum König über sie“.

Durch die assyrischen Angaben wird die Situation in 2 Reg. 15, 30 bestätigt, aber auch erklärt —: man sieht, dass der assyrische König die Hand im Spiel hat. Ferner ergiebt sich daraus von selbst, dass 2 Reg. 17, 3 (wo Hosea wieder abfällt) Salmanassar korrigiert werden muss in Phul.

Von grosser Wichtigkeit ist die Prüfung des Nachweises, nach welchem die in der Blütezeit Babylons in Babylonien angesessenen Semiten „Kanaanäer“ gewesen sein sollen, woraus dann folgen würde, dass die vorisraelitischen Kanaanäer und ebenso die nomadisierenden vormosaischen Hebräer mit den Babyloniern stammesverwandt gewesen sind. Die wohl nur von einer Seite noch ernstlich bestrittene Hypothese ist von H. Winckler ausgegangen in seiner Geschichte Israels, nachdem bereits A. H. Sayce auf der Spur gewesen war. Die Bezeichnung „Kanaanäer“ ist von dem Entdecker gewählt worden, weil man einzelne ihrer Teile am besten und zuerst auf dem Boden Kanaans kennen gelernt hat (so wörtlich in dem allgemein verbreiteten und in den Händen jedes Interessenten befindlichen „Alten Orient“ I, 1, S. 12). König hat (vor allem in den ersten Auflagen) den von Delitzsch übernommenen Ausdruck missverstanden. Verständlicher und nach dem, was wir jetzt wissen, sachgemässer wäre vielleicht die Bezeichnung „Amoriter,“ die den anderen Namen der „Ureinwohner“ des mittleren Palästina darstellt.[1] Dass die Dynastie Hammurabis eine dem früheren Babylonien fremde ist und zwar eine dem „Westlande“ verwandte, beweisen die Namen Ḫammu-rabi, Samsu-iluna (mit S im Gegensatz zur babylonischen Schreibung mit Sch)[2]

1) Der Name Mar. Tu = Amurrû, mit dem schon die Omina-Tafeln um 3000 unser Syrien und Palästina bezeichnen, ist ursprünglich Volksname, wie die Briefe Hammurabi's zeigen. In der Amarna-Zeit wird der Name auf einen Teil des Libanongebietes beschränkt (die Amoriter waren nach Norden zurückgedrängt), während der südliche Teil Kinaḫna heisst. In assyrischer Zeit, als auch der Norden nicht mehr von Amoritern besetzt war, wurde der alte Name Mar.Tu = Amurrû als geographische Bezeichnung für das Ganze wieder aufgenommen.

2) König schreibt S. 18 den Namen richtig, babylonisiert ihn aber

— ebenso Ab-ram! —, deren Zusammensetzung ganz „unbabylonisch“ ist. Hammurabi selbst erwähnt in einem Briefe den rab (Befehlshaber) von Mar.Tu (d. i. Amurrû), namens Sin-iddina[1] und in einem anderen Briefwechsel aus dieser Zeit werden Amoriter erwähnt, die im Gebiete von Suḫi (der syrischen Wüste) dieselbe Rolle spielen, wie später die Suti, Aramäer, Araber. Ganz bedenklich erscheint nun manchem die allerdings notwendige Schlussfolgerung, dass dann der einwandernde Abraham und die Israeliten „Kanaanäer“ gewesen sind. Aber wäre das nicht eine geradezu befreiende Thatsache? Würde nicht dadurch mit einem Schlage die überraschende Geistesgemeinschaft, Sprach- und Ideenverwandtschaft zwischen Babyloniern und Hebräern erklärt? Auch würde dann die Thatsache verständlich, dass die Israeliten zu allen Zeiten[2] trotz der von Babylonien erfahrenen Unbill auf ihre Herkunft vom Euphratlande Wert gelegt haben. Die Momente, die König dagegen aufführt, sind nicht hinlänglich beweisend. Gewiss haben die Israeliten sich über die Ureinwohner des Landes in moralischer und ästhetischer Hinsicht erhaben gefühlt (s. die Stellen bei König, S. 18 u. 19). Aber wenn sie diese Ureinwohner Kanaaniter nennen (so der Jahvist und die Völkertafel, die Nomenklatur der Amarnazeit wiedergebend), oder Amoriter (so der Elohist, noch ältere Verhältnisse widerspiegelnd), so ist damit kein ethnologischer Unterschied ausgesprochen. Der Widerspruch hängt auch hier mit dem missverstandenen Namen Kanaanäer zusammen. Der innere Gegensatz schliesst ursprüngliche ethnologische Zusammengehörigkeit nicht aus. Der Gegensatz zwischen Franken und Sachsen schloss nicht aus, dass beides Germanen, ja Deutsche waren. Und der ethnologische Zusammenhang, wie ihn die neuere Auffassung für die einzelnen

dann unberechtigt S. 40 u. a. Die Inschriften schreiben den Namen phonetisch Sa-am-su-i-lu-na, während sie sonst den Namen des Sonnengottes mit dem babylonischen Ideogramm schreiben, das Šamaš zu lesen ist.

1) Nr. 48 der Ausgabe bei King ist an seine Gemahlin Aḫati gerichtet.

2) Übersetzt von Peiser, Mitteilungen der Vorderas. Gesellschaft VI, 51 ff.

Völker einer „kanaanäischen (amoritischen) Gruppe“ fordert, braucht nur das der germanischen Völker im vollen Umfange (Engländer, Nordländer, Deutsche) zu sein.

„Aber die egyptische Litteratur fasst die Einwohner von Ka-n'-a und Isiraal (Israel) nicht als Einheit zusammen“ (König S. 18).

Gemeint ist die Inschrift, auf der Mernepta (13. Jahrhundert) poetisch verherrlicht wird, und in der von eroberten und „beruhigten“ Ländern die Rede ist:

„Das Kanaan[1] ist erobert in allem bösen (?),
fortgeführt ist Askalon,
überwältigt ist Gezer,
Y-nu-ʿm ist vernichtet,
Y-si-r-ʾl (Israel) ist verwüstet ohne Frucht — — —“

Waren hier wirklich israelitische Stämme in unserem Sinne gemeint, was immerhin fraglich ist, und was Konsequenzen haben würde, die Ed. König nicht ohne weiteres zugeben würde, so ist von einem Gegensatz zwischen „Kanaan“ und „Israel“ keinesfalls die Rede. Kanaan ist allgemeine Landesbezeichnung, zu dem auch Askalon und Gezer (ist vielleicht Y-nu-ʿm das Janoach von Jos. 16, 6. 7, das heutige Jânûn südöstl. von Sichem?) gehören; Y-si-rʾ-l, das nicht wie die anderen Namen des Textes Länderdeterminativ, sondern Determinativ für Menschen hat, bezeichnet bestimmte Landesbewohner! — Schliesslich wird angeführt, dass in den Amarna-Briefen, die im 15. Jahrhundert aus palästinensischem Gebiete geschrieben sind, die Kinaḫaiu neben Ḫabiri genannt werden. Nun, der Name Ḫabiri ist zwar sicher identisch mit dem Namen Hebräer, aber damit ist noch lange nicht gesagt, dass die Ḫabiri der Amarnabriefe sich mit den Hebräern der Zwölfstämme decken. Ḫabiri ist kein blosser Volksname, er bezeichnet die noch nicht ansässige Bevölkerung im Gegensatz zur ansässigen. Aber selbst wenn die Ḫabiri unsere Hebräer wären, so bewiese die Nennung neben den Kanaanäern nichts für einen ethnologischen Gegensatz. Auswärtige Nationen nennen uns

1) Die Egypter schreiben mit Artikel: pȝ-Kȝ-nʿ-nʿ (Steindorff).

Deutsche, wir reden von Wenden und Deutschen, ohne einen nationalen Gegensatz zu konstatieren.[1]

Bei weitem glücklicher operiert Ed. König auf seinem eigenen, dem theologischen Gebiete. Er widerspricht mit Recht der Aussage, in den babylonischen Texten sei „eine ganze Reihe biblischer Erzählungen in reinerer und ursprünglicherer Form ans Licht getreten“.[2] Das ist wohl nur eine Hyperbel, die sich leicht aus der Begeisterung einer Vortragsstunde erklärt. Israel steht in seiner Urgeschichte himmelhoch über Babel; das beweist allein die erhabene Sicherheit, mit welcher hier „Gott“ gesagt wird. Die meisten Bedenken hat in Delitzsch's Vortrag der Satz erweckt (S. 46), die monotheistische Gottesanschauung finde sich schon bei den alten kanaanäischen Stämmen, die sich um 2500 v. Chr. in Babylonien sesshaft gemacht haben, und denen Hammurabi, ein Zeitgenosse Abrahams, selbst angehörte.

Ich möchte ein Wort zur Verständigung sagen. In Babylonien hat es — wie überall in der Welt! — neben dem offiziellen Kult eine esoterische Religion gegeben. Der Hauptgedanke dieser esoterischen Religion ist der: die Götter sind nur Ausstrahlungen, Offenbarungen der einen Gottheit.[3] Zuweilen schimmert der Ge-

1) Wenn übrigens Ed. König als Gegenzeugen Fritz Hommel nennt (S. 20), so ist das ein neues Missverständnis. Hommel lässt die „kanaanäische“ Völkerwanderung, die den Sieg der Hammurabi-Dynastie bedeutet nur aus Arabien kommen und nennt sie deshalb „arabisch“. Das ist möglich, denn Arabien ist die semitische Völkerkammer. Aber diese Frage ist cura posterior.

2) Vgl. hierzu auch die vortrefflichen Ausführungen bei R. Kittel, Die babylonischen Ausgrabungen und die Urgeschichte. S. 22ff., S. Oettli, „Der Kampf um Babel und Bibel“, S. 12ff. und die meines Bruders J. Jeremias in „Alter Glaube“ 1902, Nr. 33. Während des Druckes finde ich ein tüchtiges katholisches Gutachten von P. Keil im Pastor bonus XV, 1ff.

3) Vgl. Augustin, civitas dei IV, 10: „Jupiter ist nach den Grundsätzen der heidnischen Philosophen die Weltseele, hat verschiedene Namen nach der Verschiedenheit seiner Wirkungen. „Im Himmel heisst er Jupiter, in der Luft Juna, im Wasser Neptun, im Feuer Vulcan, unter der Erde Pluto u. s. w. Dieser ganze Haufe von Gottheiten ist derselbe Jupiter, dessen Attribute so verschiedene Namen führen.“ — Arnobius, contra gentes I p. 19 liess einen Heiden sich über die Christen beklagen, dass sie seiner

danke durch. Die religiösen Texte sagen manchmal nur ilu (= hebr. El) „Gottheit“.[1] Hammurabi beginnt seine Gesetzessammlung mit der Anrufung: „Es spricht ilu ṣîru „der erhabene Gott“. Insbesondere hat H. Winckler neuerdings den Gedanken hervorgehoben, dass auch in der babylonischen Gestirnreligion die Gestirne nur „die Offenbarung einer hinter ihnen stehenden göttlichen Macht sind, diejenige Offenbarung, an der man ihr Walten und ihre Absichten am deutlichsten beobachten kann“. „Es giebt wohl viele, ja zahllose Götter, diese sind aber nur Offenbarungsformen der einen grossen göttlichen Gewalt. Eine solche ist der Mond, die Sonne, die Erde, das Wasser u. s. w. von den grössten bis zu den kleinsten Dingen. In diesen zeigt sich die Gottheit, diese sind ihre Stoff-

Religion die Thorheit aufbürden, sie leugne die Einheit Gottes. „Wir nennen ihn Jupiter, höchste Grösse, unendliche Güte, weihen ihm unsre prächtigsten Tempel, um anzuzeigen, dass wir ihn über alles erheben.“ — Bei Lactanz, de falsa religione, wird der Einwand, nach dem die niederen Gottheiten zu viel Macht in den heidnischen Systemen gehabt hätten, durch folgende Worte widerlegt: „Obgleich sie viele Gottheiten annehmen, so sind diese doch so begrenzt in ihrer Wirksamkeit, dass es eigentlich nur einen Herrscher giebt, woraus folgt, dass alle übrigen unsichtbaren Mächte eigentlich keine Götter seien, sondern nur Diener des einzigen, grossen und allmächtigen Gottes, der sie als Vollzieher seines Willens gebraucht.“ — Einer unsrer Tamulen-Missionare erzählte mir, ein Brahmane habe ihn nach dem Vorwurf der Vielgötterei an einen sonnenbeglänzten Teich geführt und gesagt: die Götter des Volkes sind nur die Strahlen und Widerspiegelung der einen glänzenden Sonne.

1) Freilich heisst es oft gleich daneben: iltu (die weibliche Gottheit). Das entspricht wieder der heidnischen Vorstellung. Jede Gottheit hat ihr weibliches Äquivalent oder sie ist zweigeschlechtig gedacht; denn die menschliche Vollkommenheit ist weder männlich noch weiblich, sondern die Vereinigung von beiden! („Mann und Weib und Weib und Mann, reichen an die Gottheit an“, singt die Göttertochter in der „Zauberflöte“.) Wer den Jahve des A. T. nur als einen Baal ansieht, d. h. als eine Gottheit, die nur die religiösen Gedanken in die Welt hinaus projiciert, ohne anzuerkennen, dass sich in Jahve die persönliche, lebendige Gottheit offenbart, muss die Konsequenz daraus ziehen. In dieser Hinsicht ist der scharfsinnige Carl Niebuhr der einzig Konsequente: er sucht nach Spuren der weiblichen Hälfte des Jahve!! (Gesch. des ebräischen Zeitalters S. 221.)

werdung, dahinter steht aber die eine grosse Macht" (Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen, Leipzig 1902. S. 18). Diese Erkenntnis ist Bestandteil der babylonischen „Wissenschaft" und deshalb ebensowenig Gemeingut des Volkes, wie heutzutage die Wissenschaft Gemeingut des Volkes ist. Aber allenthalben zeigen sich Versuche, die Gedanken in das Volk hinauszutragen. Ja, gewisse babylonische Mythen, wie der Weltschöpfungsmythus, sind offenbar zu dem Zwecke episch bearbeitet worden, um solche Gedanken dem Volke näher zu bringen.[1] So erklären sich die monotheistischen Bewegungen, die wir bei den alten heidnischen Völkern zu allen Zeiten finden. Der hebräische Monotheismus unterscheidet sich nur dadurch, aber eben deshalb himmelhoch von jedem heidnischen „Monotheismus", dass hier Gott selbst die irdische Form mit seinem Inhalt, mit Offenbarung, erfüllt hat. Von diesem Gesichtspunkte aus wird der Streit über den Namen Jahve gegenstandslos. Jahu ist ein westländischer Gottesname. Das ist sattsam besprochen worden und inschriftlich erwiesen. Wenn der alttestamentliche Gottesname Jahve damit zusammenhängt (und wir halten ihn für eine feierliche Differenzierung vom heidnischen Namen), so besagt das für den alttestamentlichen Gottesbegriff rein garnichts.[2] Der an Gegebenes anknüpfende Name ist das Signal zur religiösen Konzentrierung am Sinai geworden.[3] Aus solcher Anknüpfung der Offenbarung an Gegebenes erklärt es

1) Noch deutlicher ist die Absicht zu erkennen, den Unsterblichkeitsgedanken zu popularisieren. Man erzählt die „Höllenfahrt der Istar", das Gilgameš-Epos, die Tammuz- und Mond-Mythen, um zu sagen: der Tote bleibt nicht tot. Wie man in Ägypten die Mumie anredet: du bist Osiris, das heisst: du wirst wieder lebendig!

2) Ähnlich urteilt auch S. Oettli in seiner ausgezeichneten, die von Babylon kommenden Erkenntnisse im allgemeinen gerecht beurteilenden Schrift: „Der Kampf um Babel und Bibel". Auch H. Winckler in der Nordd. Allg. Ztg. vom 3. Nov. 1902 betont es ausdrücklich. Es befindet sich hier also die lediglich weltlich-historische Auffassung in völliger Übereinstimmung mit der von der Offenbarung ausgehenden Theologie.

3) Die Jahve-Religion kann trotzdem die „der Väter" sein; nur die Formulierung des Namens ist neu.

sich dann, dass der vorprophetische Monotheismus Israels immer noch ein relativer ist, dass sich in den Aussagen, die das Volk von dem „ewig seienden“ Gotte der Offenbarung macht, stark menschliche Züge, ja mythologische Einkleidungen finden. Doch es ist hier nicht der Ort, das näher auszuführen. Ich gedenke das in grösserem Zusammenhange zu thun.

Also davon kann keine Rede sein, dass man in Babylon das gefunden hat, was die weltgeschichtliche Bedeutung der Bibel ausmacht, den Monotheismus (s. Delitzsch S. 44), aber auch davon nicht, dass durch die Entdeckung eines relativen babylonischen Monotheismus „Israel der grössten Ruhmesthat beraubt würde, in deren Glanz es bisher geleuchtet hat, dass es sich allein von allen Völkern zu einem Monotheismus hindurchgerungen hat“.[1] Aber es ist immerhin wichtig, dass uns die babylonische Religion die Wahrheit illustriert, dass auch die Heiden, die ihre eigenen Wege gingen, das religiöse Erbe nicht ganz verloren haben. — Vielleicht könnte man die Unterschiede des polytheistischen Heidentums, des esoterischen Monotheismus und des biblischen Monotheismus so illustrieren. Das eigentliche Heidentum verspottet Elias 1 Reg. 18, 27: „Rufet laut, er ist ja ein Gott. Er hat wohl den Kopf voll oder ist bei Seite gegangen oder hat eine Reise vor oder er schläft vielleicht und wird wieder aufwachen“. Von dem suchenden Monotheismus des Heidentums gilt, was Paulus auf dem Areopag in Athen sagt (Act. 17, 27 f), dass sie den „Herrn suchen, ob sie doch ihn fühlen und finden möchten.“

1) So Jensen in der „Christl. Welt“ 1902, Sp. 493. Der von Delitzsch behandelte und s. Z. von Theo. G. Pinches veröffentlichte Text, der sagt, dass Nergal, Nebo, Sin, Samaš, Ramman identisch sind mit Marduk, besagt nicht mehr, als die oben besprochenen Stellen und der von H. Winckler in „Himmels- und Weltenbild der Babylonier“ S. 10 in demselben Sinne erläuterte, und nur aus dieser Vorstellung heraus verständliche Text III R 54, Nr. 5: *kakkab* *ilu Marduk ina namârišu* *ilu Dun.Pa.Ud.du* [1½] *kaspu išaḳûma* *ilu Sag.me.gar ina kabal šamê izzaz-ma* *ilu nibiru*: „Wenn der Stern des Marduk (Jupiter) im Aufgehen ist, ist er Nebo; wenn er [1½?] Doppelstunden hoch steht, ist er Marduk; wenn er hoch steht, ist er der Nibiru“. (Vgl. hierzu oben S. 9 Anm. 3.)

Den reinen Monotheismus des Alten Testamentes charakterisiert Jesus in Samarien Joh. 4 mit den Worten: „Sie wissen, was sie anbeten, denn das Heil kommt von den Juden". Königs Schlusssatz: „In Babel strebte die Wahrheit zum Himmel, in der Bibel ragt der Himmel in das arme Menschenleben hinein", unterschreiben wir voll und ganz. Die Ausgrabungen am Euphrat werden nie zur Totengräberarbeit für die religionsgeschichtliche Prärogative der Bibel werden. Aber gerade deswegen möchte man bedauern, wenn hervorragende Vertreter einer positiven alttestamentlichen Theologie sich den Einblick in die religiösen Tiefen der „Heimat Abrahams" verschliessen.[1]

Von seiten der historisch-kritischen Vertreter der alttestamentlichen Forschung hat kürzlich Karl Budde ernste Bedenken gegen die Ansprüche erhoben, mit denen die Ausgrabungen heute dem Alten Testamente gegenübertreten, in einem der Vorträge der theologischen Konferenz zu Giessen.[2] Er berührt nur flüchtig den Vortrag „Babel und Bibel" und hält sich mit seiner Polemik — und das kann nicht genug gerühmt werden — an ein wissenschaftliches Werk, an die 1. Hälfte der 3. Auflage von Schraders „Keilinschriften und das Alte Testament", in der Hugo Winckler die Geschichte und Geographie behandelt[3] und das in der That das einzig selbständige Werk darstellt, in der das altorientalische (nicht nur keilinschriftliche) Material für das Alte Testament verwertet ist. Das Buch ist schwer zu lesen, besonders solange die Indices fehlen. Winckler ist ein Bergführer, der mit grossen, genagelten Schuhen vorwärts schreitet, ohne Rücksicht darauf, ob die Leute, die er führen will, nachkommen können. Budde ist ihm gefolgt. Aber er schliesst oben angekommen mit einem vernichtenden Urteil über den „Panbabylonismus, der seine Riesenfaust auf das Alte Testament

1) Von der Beurteilung der Höhe und Wichtigkeit der babylonischen Kultur durch Ed. König wird später S. 26 ff. die Rede sein.

2) Das Alte Testament und die Ausgrabungen, Giessen, J. Ricker.

3) Der 2. Teil, in dem Heinrich Zimmern die Religion behandelt, ist noch unvollendet und wird hier nicht berührt!

legt: So sinkt (im Verfahren Wincklers) alles zusammen, was wir vom Alten Testamente zu besitzen stolz waren."

Nun, das wäre freilich verhängnisvoll. Wenn die Gefahr bestünde, so würde auch ich energisch Protest erheben. Denn das Alte Testament ist uns die Urkunde göttlicher Offenbarung, „in der Gott manchmal und mancherlei Weise geredet hat zu den Vätern."[1] Aber ich habe den gegenteiligen Eindruck. Es werden hier die Grundsteine und Bausteine zu einem gewaltigen Bau herbeigetragen. Dieser Bau steht drohend dem kunstvollen Gebäude gegenüber, das die mit den Namen Wellhausen-Stade gekennzeichnete Schule errichtet hat und zu deren hervorragenden Vertretern Karl Budde gehört. Seitdem Hugo Winckler, der übrigens offenbar selbst von dieser Schule ausgegangen ist, begonnen hat, sich von dem Irrtum frei zu machen, der mit der Erklärung der Form den Inhalt wegdisputiert, habe ich die Überzeugung gewonnen, dass seine Mitarbeit an der Erklärung des Alten Testamentes, der auch Budde (S. 22) „trotz aller Vorbehalte seine aufrichtige Bewunderung nicht versagt", insbesondere die von ihm angebahnte Betrachtung des Alten Testamentes im Rahmen der altorientalischen Geisteswelt in der Geschichte der alttestamentlichen Forschung später einmal wichtiger erscheinen werde, als die epochemachenden Entdeckungen der Graf-Wellhausenschen Litterarkritik![2]

---

1) S. hierzu die Ausführungen am Schluss S. 35f.

2) Bei der Debatte der letzten Meissner Konferenz, in der ich über den „wachsenden Einfluss Babyloniens auf unser Verständnis des Alten Testamentes" sprach, wurde von mehreren Seiten auf Wincklers kurze Darstellung der Geschichte Israels in Helmolts Weltgeschichte III, 1 hingewiesen. Auch ich habe seiner Zeit lebhaft die hier ausgesprochenen Urteile über die Religion Israels, die im Jahre 1896 niedergeschrieben sind, bekämpft und habe mit Genugthuung aus den neuen Werken des Verfassers gesehen, dass dieser Standpunkt, der auch im 1. Teile der Geschichte Israels vertreten wird, überwunden ist. Aber wenn Winckler dort den Satz ausspricht: „dass Jahve immer ausschliesslicher der alleinige Gott Judas wird, hat seinen sehr einfachen Grund darin, weil Juda so klein geworden war, dass es für andere Götter keinen Raum mehr besass" — so ist das nichts

Vielleicht dient es zur Verständigung, wenn wir zunächst ein Missverständnis zu beseitigen suchen. Wir sollten überall da, wo von „babylonischer Anschauung“ die Rede ist, besser „altorientalische Anschauung“ sagen. Wenn wir von Babylonien sprechen als dem Mittelpunkte der alten Weltkultur, die beim Vernichtungskampfe zwischen Orient und Occident der abendländischen Welt ein bis auf den heutigen Tag zu spürendes Gepräge aufgedrückt hat, so ist das in dem Sinne gemeint, dass Babylonien in der Zeit, in der aus dem wallenden Nebel einer für uns prähistorischen Zeit Geschichtsthatsachen ans Licht treten, als das Kulturland erscheint, von dem die Weltanschauung ausstrahlt und in der wir sie am vollkommensten und klarsten ausgeprägt finden. Es sollen also keineswegs „die anderen Völkerpersönlichkeiten im alten Vorderasien vernichtet und verneint werden“ (Budde S. 11). Neben Babylonien stehen als Kulturcentren, soweit solche für das biblische Altertum in betracht kommen: Ägypten und Arabien.[1] Immer klarer tritt die Thatsache hervor, dass die Grundlagen ihres Geisteslebens mit dem Babyloniens identisch sind. Besondere Verwunderung scheint die Betonung Arabiens zu erwecken. Budde sagt S. 12 nach Besprechung der Amarna-

anderes als die rücksichtslose Konsequenz der evolutionistischen Auffassung. Wenn Jahve irgend einmal nichts als ein Baal im altorientalischen Sinne gewesen ist, so war er als genius loci an sein Volk und Land gebunden. Aber die ganze Auffassung ist jetzt offenbar für Winckler überwundener Standpunkt. In seinem neuesten Werke „Arabisch-Semitisch-Orientalisch“ (Mitteilungen der Vorderas. Ges. 1902), das ich als eine Absage an die auch von ihm früher vertretene sog. religionsgeschichtliche Betrachtungsweise des Alten Testamentes ansehen muss, heisst es (wir geben nur den Gedanken wieder von S. 7): sie sei weder geschichtlich, denn sie ruhe auf einer Geschichtskonstruktion (vom primitiven Nomadenleben der vorkanaanäischen Israeliten), noch religionsgeschichtlich, denn ihre Voraussetzung hebe das Wesen der Religion — die Offenbarung [sic!] — auf.

1) In dem citierten Werke wird zum ersten Male der Versuch gegemacht, die altarabische Geschichte für die Erforschung des Alten Testamentes im Zusammenhange zu erschliessen. Darin liegt meines Erachtens ein grosser, wichtiger Fortschritt. Vgl. hierzu auch Fr. Hommel, Aufsätze und Abhandlungen.

funde, die gezeigt haben, dass Kanaan vor der Einwanderung Israels „mit babylonischer Kultur gesättigt" war: „Aber dessen hatte man sich doch immer noch getröstet, dass Arabien, die geheimnisvolle Wiege der semitischen Völkerfamilie, von dieser alles gleichmachenden Hochkultur ziemlich unberührt geblieben und bis in späte Zeit im stande gewesen sei, rein semitische, naturwüchsige, mit kräftigem Eigentrieb begabte Völkerpflanzreiser herzugeben". Man darf fragen: warum ist das ein Trost? Und ist die Behauptung,[1] „dass Arabien schon im höchsten Altertum dem vorderasiatischen Kulturleben bereits ebenso erschlossen gewesen sei wie in den Zeiten des Islam" — neu? Sind nicht südarabische minäische Inschriften seit einem Menschenalter bekannt? Leider liegen die 2000 Inschriften, die Ed. Glaser auf vier Entdeckungsreisen gesammelt hat, noch immer für die Wissenschaft brach. Aber das wenige, das wir davon zu sehen bekamen, lässt ahnen, welche Schätze zu erwarten sind. Wir sind eben gewöhnt, Arabien als eine Wüste und terra incognita anzusehen. Im Altertum jedoch war es in weiten Gebieten wohl bekannt. Die Behauptung, dass zwischen Babylonien und Arabien in uralter Zeit reger Verkehr bestand, beruht nicht, wie Budde meint, nur darauf, dass Gudea um 2500 die Steine zu seinen Statuen aus Magan (Ostarabien) bezog. In den Ominatafeln wird vom alten Sargon (um 3200, s. unten S. 23) erzählt, er habe das Meer des Westlandes überschritten und drei Jahre im Westen [das Land] erobert, und der Tafelschreiber seines Nachfolgers Naramsin berichtet von einem arabischen Feldzuge mit den Worten: „Er zog nach Magan, eroberte Magan, den König von Magan nahm er gefangen".[2] Und auf einer Alabastervase, die

1) Der l. c. S. 13 erwähnte „Nachweis" ist inzwischen in der oben citierten Schrift „Arabisch-Semitisch-Orientalisch" (Mitteilungen der Vorderasiat. Gesellschaft 1902) gegeben.

2) Zu dem längst bekannten Text, der in Keilinschr. Bibl. III, 105 übersetzt ist, ist noch ein anderer Text hinzugetreten, der ebenfalls und ausführlicher vom arabischen Feldzuge berichtet.

in Babylon gefunden wurde,[1] steht geschrieben: „Naramsin, König der vier Weltgegenden; Gefäss, Beute aus Magan“. Dass auch den Israeliten Arabien als Kulturland bekannt war, zeigt die Völkertafel im 10. Kapitel der Genesis.

Für diese Thatsache wird man freilich die gründlichste Prüfung fordern dürfen, denn wenn sie sich bewahrheitet, so ist einer der Hauptvoraussetzungen der evolutionistischen Auffassung der Geschichte Israels der Boden entzogen. Die herrschende Geschichtskonstruktion setzt in urisraelitischer Zeit ein primitives Nomadenleben voraus mit primitiven religiösen Vorstellungen, die dann zugleich mit der Sesshaftigkeit unter dem Einfluss der Kultur sich umgestaltet haben —: der finstere an Moloch erinnernde Jahvekult der Nomaden sei durch den fröhlichen Baalkultus des kanaanäischen Kulturlebens umgestaltet worden. Und nun zeigen uns die Denkmäler und die Geschichte, dass es dieses von aller Kultur unberührte Nomadenleben im alten Arabien gar nicht giebt,[2] dass es vielmehr durchaus den vorauszusetzenden thatsächlichen Verhältnissen entspricht, wenn uns die biblische Überlieferung die vormosaischen Israeliten in innigster Verbindung mit den Kulturen Babyloniens (Abraham), Ägyptens (Josef) und Arabiens (Jethro in Midian) zeigt.

Auf die Nutzbarmachung der Kultur Altarabiens für die Beurteilung des alten Israel werden wir im einzelnen verzichten müssen, so lange das Inschriftenmaterial unzugänglich bleibt.[3] Wichtiger bleibt für uns zunächst die Entdeckung der „baby-

1) Sie ging auf dem Transport verloren. Die Inschrift ist I R 3, Nr. 7 nach einem Papierabklatsch veröffentlicht. Das Bruchstück eines Duplikates wurde neuerdings in Susa gefunden (Délégation en Perse IV, p. 1).

2) Auch das heutige Beduinenleben steht in lebendigem Verkehr mit der Kultur. Die modernen Alttestamentler entnehmen die Farben für ihr Gemälde der vormosaischen Israeliten dem unhistorischen Milieu der vorislamischen Poesie.

3) Ein kleiner Teil ist im Besitze des Berliner Museums. Es wäre eine wissenschaftliche Grossthat, wenn die Mittel zur Erwerbung der Schätze in Deutschland zur Verfügung gestellt würden. Während des Hamburger Kongresses schien sich ein privater Weg anzubahnen. Aber es ist beim

lonischen" Kultur im vorisraelitischen Kanaan. Das altorientalische Material für die altkanaanäische Geschichte häuft sich neuerdings. Was die Amarnabriefe anlangt, so hat Budde S. 12 f. wieder von neuem nach dem Vorgange französischer Gelehrter die Folgerung angefochten, nach der aus der Benutzung der babylonischen Schrift und Sprache in Kanaan um 1400 auch auf die Herrschaft der babylonischen Kultur in der Gesamtbevölkerung dieser Länder geschlossen wird. Die Stadttyrannen würden sich wohl nur aus Ehrgeiz Schreiber zugelegt haben. die die Sprache wohl oder übel verstanden und zu schreiben wussten. Aber wie soll es sich dann erklären, dass keiner von ihnen rein babylonisch schreibt, sondern dass sie alle eine lingua franca, babylonisch mit einheimischem Sprachgut vermischt, schreiben? Wie erklärt es sich, dass zwei Briefe des ägyptischen Königs (Keilinschr. Bibl. V, Nr. 1 und 40) in babylonischer Sprache, aber mit „ägyptischen" Sprachfehlern durchsetzt, geschrieben sind? Wenn Budde aus den Ergebnissen der neuen elamitischen Funde erfährt, dass auch dort ein „Amarna" sich findet, dass man auch in Elam zur selben Zeit ein wässeriges Babylonisch schrieb, so bin ich gewiss, dass er seine Bedenken zurückzieht. Die ganze vorderasiatische Welt redete und schrieb damals „babylonisch", und diese Thatsache setzt eine durch Jahrhunderte vorhergegangene Beeinflussung durch babylonische Kultur- und Geisteswelt voraus — in Kanaan so gut wie in Ägypten und Elam.

Der Einfluss der dem ganzen vorderen Orient gemeinsamen Gedankenwelt zeigt sich nun auch in der Geschichtserzählung und im religiösen Gedankenausdruck der Israeliten. Die altorientalische Weltanschauung, die in den Gestirnen einen Kommentar göttlicher Gedanken sieht, giebt, so hat Winckler nachzuweisen begonnen, die künstlerische Form ab für alle orientalische, auch für die israelitische Geschichtsdarstellung.

guten Willen geblieben. In England bemüht man sich, wie mir bekannt ist, um den Erwerb.

„Was für den Maler die Farbe, was für den Dichter die poetische Form ist, das ist für den orientalischen Erzähler das mythologische Schema.“ Wie das Netz einer entworfenen Zeichnung oder Landkarte spannt es sich über gewisse Erzählungsstoffe aus. Ein arges Missverständnis wäre es freilich, wenn man meinen wollte, es werde auf diesem Wege alles, was bisher als Geschichte galt, in Mythologie aufgelöst. Es wäre nicht verwunderlich, wenn jemand auf Grund der Feststellung all der mythologischen Züge, in welche die historischen Thatsachen des Altertums gekleidet sind, zu diesem Ergebnis gekommen wäre. Er hätte dann nur Schlüsse gezogen, die andere in gleichen Fällen gezogen haben. Winckler ist in seinen früheren Arbeiten diesem Trugschlusse nahe gewesen, aber er hat schliesslich die Klippe vermieden. In dem besprochenen Werke finde ich das Gegenteil: es wird immer betont, dass die mythologische Darstellung nicht den historischen Kern ausschliesst, und es wird sogar der vom Standpunkte einer historisch-kritischen Betrachtung aus bisher absolut verworfene historische Kern der Vätergeschichten (Abraham, Josef) anerkannt.[1]

Eine besondere Rolle spielt die mythologische Darstellungsform, wenn es sich um Inaugurierung einer neuen Zeit handelt. Es ist also garnicht verwunderlich, wenn das Schema bei Rehabeam plötzlich abbricht (Budde S. 13; bei Jerobeam wetterleuchtet es übrigens). Ahab gehört nicht zu den Anfängern einer Epoche, auch bei den assyrischen Geschichtsschreibern beschränkte sich die

1) Wer Abraham zum „Mondgott“ macht oder Josef zum Tammuz, oder Jakob „aus der Sternenwelt herabholen wollte“, macht sich eines Fehlschlusses schuldig. Aber dass in der künstlerischen Gestaltung der Erzählung Züge, die der Sternenwelt entnommen sind, durchschimmern, liegt klar auf der Hand. Das Volk hat noch heute eine Erinnerung daran, wenn es die Gürtelsterne des Orion „Jakobsstab“ nennt. Und eine ähnliche Erscheinung zeigt der altchr. Kalender, der den Thomas auf die Wintersonnenwende setzt (21. Dez.), weil er zuletzt gläubig wurde, und den Täufer Johannes auf die Tag- und Nachtgleiche am 24. Juni, weil er sagt: „Er muss wachsen, ich aber muss abnehmen“ u. s. w.

mythologisierende Form auf die Anfänger einer Epoche; Sargon II. erzählt von sich nicht mythologisch. Übrigens verzichtet die folgende Erzählung ja zumeist auf die Kunstform der eigentlichen Geschichtsdarstellung, wie sie „das Buch der Kriege Jahves“ gehabt haben mag. Wie aber, so wird man fragen, verhält sich die „künstlerische Darstellungsform“ zum Thatsachengehalt? Sie rührt an den Thatsachen nur insofern, als sie Kleinigkeiten zurechtrückt und Zahlen zu gunsten irgend eines Schemas leise ändert (Zahlensymbolik!). Im übrigen treibt sie ihr Wesen in der Wahl der Worte, die oft wie in den Wagner'schen Opern die Rolle von Motiven spielen, in geflissentlicher Hervorhebung unwesentlicher Züge und in der Bildung künstlicher Namen. Ein Beispiel für Wortspiele möge die Josefsgeschichte geben. Bei Josef schweben dem Erzähler Wortspiele vor, die mit Tammuz zusammenhängen, das ist der Gott der Vegetation, die im Jahreslauf stirbt und aufersteht. Dieser „Tammuz in der Unterwelt“ ist identisch mit Nebo-Hermes. Darum spielt der Erzähler gern mit der „Grube“ (Bor = Loch = Cisterne = Gefängnis = Unterwelt). Daneben lässt er Josef sagen (an sich ist der Ausdruck schief): ich bin g e s t o h l e n (gunabti) aus dem Lande der Hebräer und bin ins Gefängnis (bor) geworfen worden. Es klingt die Eigenschaft Nebos, der der G o t t d e r D i e b e ist, an. Man vergleiche damit (Winckler, Forschungen III, 35) die Erzählung, wo Hadad, der König von Aram-Soba, der vor Sanherib nach Muṣri flieht, einen Sohn mit Namen Genubat hat (ebenfalls an die Eigenschaft Nebo's anklingend), der ein ganz ähnliches Geschick hat, wie Josef. Hier ist der Name sicher künstlich. Winckler behauptet dasselbe für die Namen der ersten israelitischen Könige. Es ist jedenfalls auffällig, dass dergleichen Namen sonst nicht vorkommen und bei Salomo wird ausdrücklich bezeugt, dass er Jedidja heisst. Für sehr wahrscheinlich halten wir es, dass der Beiname des Judas Makkabäus dem mythologischen Schema entnommen ist.[1]

1) Makkabî „der Hammer“ (vgl. Barak, Hamilcar Barkas) ist dem Judas später beigegeben nach dem mythologischen Schema, das die spätere

Übrigens mögen einzelne Beispiele[1] immerhin angreifbar sein, auch mag oft genug der Zufall spielen. Aber die Menge der Fälle wird schliesslich beweiskräftig.

Als warnendes Exempel dafür, dass mythologisierende Darstellung nicht als Anzeichen für Ungeschichtlichkeit angesehen werden darf, diene schliesslich die Geschichte des alten Sargon von Agade. Von ihm heisst es auf dem Bruchstück eines grösseren Textes:

„Sargon, der mächtige König von Agane, bin ich. Meine Mutter war Vestalin,[2] mein Vater aus niederem Geschlecht,[3] während der Bruder meines Vaters das Gebirge bewohnte. Meine Stadt ist Azupiranu, welches am Ufer des Euphrat gelegen ist. Es empfing mich meine Vestalin-Mutter, im Verborgenen gebar sie mich. Sie legte mich in einen Kasten von Schilfrohr, verschloss mit Erdpech meine Thür, legte mich in den Fluss .... Der Fluss trug mich hinab zu Akki, dem Wasserträger. Akki der Wasserträger nahm mich auf in der Freundlichkeit seines Herzens(?), Akki der Wasserträger zog mich auf als sein Kind. Akki der Wasserträger machte mich zu seinen Gärtner. Während meiner Thätigkeit als Gärtner gewann Istar mich lieb ...... Jahre übte ich die Herrschaft aus, ... Jahre beherschte ich die Schwarzköpfigen[4] und regierte sie.“ Als die Inschrift be-

---

Darstellung auf die Eltern mit ihren fünf Söhnen anwendet: dem 5. Sohne gebührt der Hammer (Doppelbeil oder Blitzbündel), der dem Gotte des 5. Wochentages gehört: dem Frühlings-, Blitz- und Gewittergott Marduk.

1) Ein anderes Beispiel, das Winckler (vgl. Forschungen I, 344f., III, 230f.) behandelt und an dem die Kritik besonderen Anstoss nimmt, bezieht sich auf Esau. Das „Motiv“ liegt hier in der geflissentlichen Hervorhebung des „Haarigen“. Edom heisst rot und haarig. Dass die Haare (in der Mythologie = Sonnenstrahlen) die Verbindung mit der Gottheit herstellen, zeigt die Simsongeschichte. Gerade hier zeigt sich deutlich, wie die Wortspiele künstlich herbeigeholt und gehäuft sind.

2) enîtu ist die „Gottesschwester der Gesetze Hammurabis.

3) ul idî, „unbekannt.“ So heisst es in den Zeugennamen der neubabylonischen Kontrakte bei den nachträglich anerkannten Vollbürgern, im Gegensatz zu den Vollbürgern, die Vater und Grossvater bez. Stammvater nennen.

4) Ausdruck für die Menschen bei den Babyloniern und — Chinesen.

kannt wurde, war jedermann geneigt, Sargon für eine mythische Figur zu halten. Später fand man sein königliches Siegel. Jetzt haben wir Inschriften, die ihn und seine Feldzüge in helles Licht der Geschichte rücken. Die Anwendung auf die Geschichte Mosis, die ähnlich beginnt, ist naheliegend genug.

Viel besprochen wird in der Babel-Bibel-Litteratur die Frage nach einem etwaigen Zusammenhange zwischen dem Sabbath und dem 7. Tage der Babylonier. Es wird gut sein, hier zunächst eine verbesserte Übersetzung der Textstelle IV R 32 zu geben, die von dem 7. Tage bei den Babyloniern handelt. Die Bestimmungen gelten durchaus nicht nur für den König. Beim 7. Tage heisst es, und beim 14. 21. 28. und beim 19. (das ist der 7 × 7. Tag von dem Beginn des vorhergehenden Monats an gerechnet) wiederholen sich die Bestimmungen:

VII. Tag. nubattum. Marduk und Sarpanitum (geweiht). Günstiger Tag.

Böser Tag. Der Hirte (König) der grossen Völker

Fleisch, das auf Kohle gelegt ist, Speise, die mit Feuer in Berührung gekommen ist, soll er nicht essen,

seinen Leibrock soll er nicht wechseln, reine Gewänder soll er nicht anziehen,

Libation soll er nicht ausgiessen, den Wagen soll er nicht besteigen!

das Weib soll mit dem Manne nicht sprechen (= verkehren?) am Orte der Heimlichkeit,

der Magier soll keine Beschwörung verrichten,

der Arzt soll seine Hand nicht an den Kranken legen,

einen Fluch zu verhängen ist der Tag nicht geeignet.

Bei Morgenanbruch soll der König sein Opfer vor Šamaš, vor Belit-mâtâte, vor Sin, vor Belit-ili bringen,

Libation ausgiessen — und seine Händeerhebung wird vor der Gottheit angenehm sein.

Dieser 7. u. s. w. Tag ist ein nubattum. Dass das Ruhetag heisst, ist an anderer Stelle zu beweisen. Andre Tage heissen „Geschäftstag" u. s. w. Es ist ein böser Tag, aber (das scheint

der Text sagen zu wollen) er kann durch Beobachtung ritueller Vorschriften zum Segenstag werden. Wenn Delitzsch, Babel und Bibel S. 29 sagt, dass wir „die in der Sabbath- bez. Sonntagsruhe beschlossene Segensfülle im letzten Grunde dem alten Kulturvolk vom Euphrat und Tigris verdanken“, so geht das doch wohl zu weit. Aber Zusammenhänge sind da. R. Kittel l. c. S. 33 sagt: „Entscheidend ist, dass es sich hier um ‚Unglückstage‘ handelt — wo heisst in Israel der Sabbath so?“ Nun die späteren Juden wenigstens kannten diese Anschauung, sie kannten sogar den Zusammenhang mit den Planeten! Im Talmud wird erzählt, Moses habe seinen Landsleuten beim Pharao in Egypten einen Ruhetag ausgemacht. „Und welchen Tag würdest du hierzu am geeignetsten halten?“, fragte der König. „Den dem Planeten Saturn geweihten siebenten; Arbeiten an diesem Tage verrichtet, pflegen ohnehin nicht zu gedeihen“!!

II. Der „Panbabylonismus“ und seine Widersacher.

„Der Panbabylonismus (besser die altorientalische Welt) legt seine starke Faust auf das alte Testament“.

Ja, die Behauptung geht vielleicht noch weiter. Sie legt ihre Faust in gewisser Beziehung auf die ganze Welt. Wir werden das zu prüfen haben. Wenn wir die Einwände widerlegen, so ist die Sache noch nicht als richtig erwiesen. Aber wir werden dann erneute Diskussion fordern dürfen.

Um das von Ed. Stucken und H. Winckler neu entdeckte mythologische System, das einst schon Männer wie Volney, Dupuis und Nork in ihrer Weise durchzuführen versuchten, kritisieren zu können, muss man eingehende Kenntnisse der babylonischen Mythologie und Astrologie erworben haben. Und es muss beklagt werden, dass solche Kenntnisse einigen der auf den Kampfplatz getretenen Kritiker fehlen. Das gilt auch von der

neuesten Streitschrift, die Eduard König gegen zwei Schriften Hugo Wincklers gerichtet hat, in denen die alttestamentliche Frage — mit deutlicher Absichtlichkeit — garnicht berührt wird. Wir hatten gerade diese Schriften mit Genugthuung begrüsst, weil sie geeignet waren, die Debatte über Babel von der Bibel abzulenken und damit einem Gebiete zu entziehen, auf dem wegen der Verschiedenheit der Standpunkte eine objektive Besprechung nur sehr schwer zu erreichen ist. Die Schrift Ed. Königs ist eine litterarische Merkwürdigkeit schon durch die Form, in der sie sich dem Leser darbietet: Briefwechsel zwischen zwei Freunden.[1] Auffällig ist, dass zwar die Titel der bekämpften Schriften[2] genannt werden, nicht aber ihr Verfasser, während eine Reihe anderer als Gegenzeugen benannter Forscher namentlich aufgeführt wird.

Ich vermisse hier manche notwendigen Vorkenntnisse auf mythologischem und auch auf astronomischem Gebiete. Es heisst S. 21, dort, wo E. eine Anerkennung für die babylonische Kultur aussprechen will:

„Wer sollte es nicht erstaunlich finden, dass die Babylonier von ihren Beobachtungspunkten — wahrscheinlich von den schon bei Herodot I, 181 beschriebenen Terrassentempeln aus — den Saturn gesehen haben, der hier in unseren Gegenden für das blosse Auge nicht sichtbar ist.“

Zunächst die Bemerkung: Herodot erwähnt nur einen Tempelturm. Und warum: schon Herodot? Inzwischen sind greifbare Zeugen erschienen, man hat einige ausgegraben; einer davon

1) Der Titel lautet: Babyloniens Kultur und die Weltgeschichte, Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin. Die Form ist wohl nur fingiert (E = Eduard; K = König?). Wir schliessen das quellenkritisch aus der Einheit des Stils, aus der die Briefform plötzlich verlassenden Stelle S. 22 und aus dem Vergleich von den „Funken, die der Morgenröte gleich herüberglänzen“ S. 16 im Briefe von E., der mit dem „Bibel und Babel“ S. 13 gewählten Vergleich zusammenstimmt.

2) Es handelt sich um die Schrift H. Wincklers: Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen, Leipzig, J. C. Hinrichs, und dann auch um das 2/3. Heft im III. Band „Der alte Orient“: Himmels- und Weltenbild der Babylonier.

zeigt noch die Farbenspuren der Planetenstufen.[1] Aber vor allem: dass sie den Saturn gesehen haben, soll wunderbar sein? Dieser glänzende Planet soll „hier in unsern Gegenden", also in Bonn am Rhein, nicht sichtbar sein?

Es sei gestattet, den Ausführungen noch ein Stück weiter zu folgen. Die Besprechung giebt Gelegenheit, in einigen Punkten die Weisheit der babylonisch-assyrischen astronomischen Aufzeichnungen aufzuweisen, die übrigens von Astronomen wie Philologen längst reichlich ausgebeutet worden sind. S. 3 sagt König:

„Sie haben die Zeit, während welcher die Sonne scheinbar durch die Ekliptik läuft, ungefähr richtig (sic!) als 360 Tage erkannt (S. 10: auf 360 Tage geschätzt; S. 21 noch einmal: auf 360 Tage berechnet)."

Dann wären die babylonischen Sterngucker freilich keine Gelehrten gewesen, wenn sie das so fehlerhaft und ungefähr geschätzt hätten. Und den Fehler müssten sie doch nach wenig Jahren gemerkt haben. Nein, sie wussten von uraltersher, dass das Jahr 365 1/4 Tag hat, und es war eben die Aufgabe der Kalenderwissenschaft, die Differenz auszugleichen — und es giebt ver-

1) Im Jahre 1854 wurden die Ruinen des Nebo-Thurmes von Borsippa unter Leitung Sir H. Rawlinsons untersucht, und dabei wurde die Bauurkunde Nebukadnezars in vierfacher Abschrift gefunden. Noch heute ragen die Trümmer ca. 48 m hoch über die Ebene empor. Nach Rawlinsons Messungen war jede der Stufen ziemlich 8 Meter hoch, die Breite der untersten Stufe betrug 82 Meter. Die in den Ruinen wiedererkannten Planetenfarben der sieben Stufen siud folgende von oben nach unten: silbern (Mond), dunkelblau (Merkur), weissgelb (Venus), golden (Sonne), rosenrot (Mars), braunrot (Jupiter), schwarz (Saturn). Näheres siehe in meiner Monographie über Nebo in Roschers Lexikon der Mythologie III, wo Sp. 53f. auch die Trümmer des Thurmes abgebildet sind. Die Geschichte vom Thurmbau zu Babel hat solchen Stufenthurm im Sinne. An den „himmelhochragenden Thurm" erinnert die Hyperbel der Könige (z. B. Tiglatpileser VII, 102), die ihre Tempelthürme „bis zum Himmel" bauen wollten. Eine keilinschriftliche Erzählung, die der biblischen entspricht, giebt es nicht. Der Text, in dem Smith, Chaldäische Genesis S. 122ff. eine „Urkunde vom biblischen Thurmbau" sah (ein Beispiel für das S. 37 bemerkte), berichtet im poetischer Form von einer Tyrannenbefreiung in Babylonien.

schiedene Systeme der Ausgleichung. Darin aber liegt die bewundernswerte Geistesthat, dass sie die Differenz und wie sie die Differenz in grössern Cyklen, Äonen ausgeglichen haben.

„Sie verstanden es auch, wenigstens in den sechs letzten Jahrhunderten v. Chr., die Mond- und Sonnenfinsternisse zu berechnen“ (S. 4).

Aber das verstanden sie von Anfang an. Denn die Finsternisse, insbesondere die neunzehnjährigen Cyklen der Sonnenfinsternisse, ergaben sich bei den fortgehenden Beobachtungen.

„Die Babylonier beobachteten ferner die vier Phasen des Venusgestirnes, stellten dieses daher zu Mond und Sonne als gleichberechtigt.“

Dass sie die Venusphasen beobachteten, lässt sich inschriftlich nicht belegen, aber allerdings aus dem eigenartigen Kult der Istar-Venus mit ihren verschiedenartigen Erscheinungsformen schliessen. Verwunderlich wäre es nicht, da sie höchstwahrscheinlich auch die vier Jupitermonde kannten, von denen ja auch heute für scharfe Augen einige sichtbar sein sollen (II R 56, vgl. V R 22 nennt zwischen den 4 Götterboten und 4 Götterflüssen die vier Hunde des Jupiter).

Wiederholt wird in Königs Broschüre der Tierkreis in die Betrachtung gezogen. Einmal wird die Ausdauer und Stetigkeit der Beobachtung bewundert, die das Zurückweichen des Äquinoktialpunktes feststellt.[1] Das beruht nicht auf besonderen Beobachtungen, sondern ergab sich von selbst aus den Feststellungen, die von uraltersher (das grosse astrologische Werk, das wir haben, stammt aus hohem Alter), gemacht wurden. Das Bewunderungswürdige liegt in dem Geheimnis: Wer hat das

1) S. 4. „Die Babylonier kannten sodann auch schon die sogenannte Präzession des Frühlingsäquinoctiums, welche richtiger Retrocession zu nennen wäre, weil dieses Frühlingsäquinoctium jedes Jahr um zwanzig Minuten nach Osten weicht.“ Sie heisst Präzession, weil die Bewegung von Osten nach Westen läuft, also wie der scheinbare Tageslauf der Sonne. Wenn in Wincklers Schrift S. 29 gesagt ist, dass ihr Lauf „rückwärts“ geht, so soll das heissen: dem Jahreslauf der Sonne entgegengesetzt, der entgegengesetzt dem scheinbaren Tagesumlauf von Westen nach Osten durch den Tierkreis geht.

Himmelssystem erdacht, das wir bereits fertig vorfinden, zur Zeit als die altorientalische Welt in unseren Gesichtskreis tritt?

S. 4 heisst es: „Der Gebrauch der Zahl 12 wurde durch die Beobachtung der Zeichen des Tierkreises begünstigt.“

Die Tierkreiszeichen sind uralte Phantasiebilder, die Zahl und Anordnung (Schütze und Skorpion sind z. B. oft vereint) wechseln in den vielen babylonischen Abbildungen, die wir haben. Niemand weiss, wann sie erfunden wurden. Die Hervorhebung der Zahl 12 wurde allerdings durch die Festsetzung von 12 Bildern begünstigt, aber das Duodecimalsystem stammt nicht vom Tierkreis, höchstens ist das Umgekehrte der Fall.[1]

Die Vorstellung von der Sonnenbahn zeitigt später dort, wo vom Einfluss der altorientalischen Vorstellung auf unsere Zeitrechnung die Rede ist (S. 25), schlimme Folgen; König meint, der weitreichende Gebrauch der 12 sei wohl nicht überall von Babylonien her entlehnt. Wahrscheinlich habe man vielmehr auch anderwärts bemerkt, dass die wärmere und kältere Reihe von Tagen („Sommer und Winter“ Gen. 8, 22) ungefähr je die Zeit von sechs Neumonden umspannen. Aber das stimmt grade für den Orient nicht! Und der Jahreszeitabschnitt ergiebt sich doch aus dem Umlauf der Sonne. Die Teilung in Monate ist natürlich sekundär. Dann heisst es weiter:

„. . . Spuren von relativer Unabhängigkeit . . . liegen in der Verschiedenheit der Monatsnamen und in der mit den Mondphasen zusammenhängenden Siebentägigkeit der Woche, während bei den Babyloniern eine fünftägige, durch das ganze Jahr hindurchrollende Woche herrschend war.“

Die babylonischen Kalender sind sehr verschiedenartig und wechselten mit den Zeiten und Schulen. Die Kunst bestand

1) Die Babylonier kennen überhaupt neben dem Duodecimalsystem auch das Decimalsystem, das nach König S. 5 „die Kulturwelt für sich erobert hat“. Den Gebrauch der Null haben sie nicht ausgebildet (aber wer sagt denn, dass sie alles erfunden haben?); Spuren sind übrigens vorhanden bei Schreibung der 600 (Neros?); über die Null s. die Ausführungen Gustav Opperts in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie 1900, 122 ff.

darin, zu zeigen, dass alle Zahlen sich in das System fügen lassen. Die im jeweilig herrschenden Systeme hervortretenden Zahlen bekamen dann „heiligen“ Charakter. Wir sind für unsere Kenntnis nur auf Bruchstücke angewiesen. Dass bei den Babyloniern eine fünftägige Woche herrschend war, ist falsch. Nur an einer Stelle, wie H. Winckler entdeckt hat, nämlich in den „kappadokischen Täfelchen“, ist von der ḫamuštu, der Fünferwoche, die Rede. Eine Anzahl von Hemerologien zeigen die šebûʿa, die Siebenerwoche, die aber als durchs Jahr rollende vorläufig nicht nachweisbar ist, — in den vorliegenden Texten hebt sie mit jedem Monat neu an.[1] Aber diese Siebentägigkeit hängt nicht „mit den Mondphasen zusammen“. Umgekehrt — die siebentägige Woche ist nachträglich dem Monde auf den Leib geschrieben. Gerade beim ersten Viertel, das mit dem Neuerscheinen des Mondes beginnt, würde das ja garnicht stimmen. Übrigens gilt die 28 bloss konventionell als Mondzahl, in Wirklichkeit ist sie es gar nicht, sondern die 28 ist die Ausgleichung zwischen 27 und 29, den beiden Umlaufszahlen des Mondes (siderischer und synodischer Monat).

„Übrigens hätte die siebentägige Woche als ein Reflex der Mondphasen (sic!) bei vorderasiatischen Völkern ebenso selbständig entstehen können, wie z. B. bei den Peruanern, und jedenfalls ist die siebentägige Woche zu den — Griechen und — Römern — seit der Kaiserzeit — nicht von den Babyloniern, sondern von den Juden, oder vielmehr den Christen gekommen, und die Zuteilung der einzelnen Wochentage an die damals vorausgesetzten sieben Planeten wird von Dio Cassius auf ägyptischen Einfluss zurückgeführt“ (S. 29f.).

Die Frage nach dem Ursprung der peruanischen Woche und namentlich der mexikanischen Astronomie wollen wir auf sich beruhen lassen, bis sie von einem Fachmanne und Kenner der

1) Der Ursprung der israelitischen siebentägigen Woche, die ohne Rücksicht auf Mond- und Sonnenlauf durch die Zeit läuft, bedeutet eine grosse Geistesthat. Die Geistesthat ist auch für Babylonien nachweisbar eben durch das Fortrollen der Fünferwoche; dass die Siebenerwoche aus Babylonien kam, ist zur Zeit nicht zu belegen. Zur Bedeutung des siebenten Tages s. oben S. 24 f.

orientalischen Astronomie untersucht worden ist. Dass die siebentägige Woche zu den Griechen und Römern von den Juden gekommen ist, beweist doch nichts über ihren Ursprung. Dasselbe gilt von den Namen. Sicherlich sind sie, wie vieles andere orientalische Gut, den klassischen Völkern durch Ägypten vermittelt worden. Aber Ägypten und Babylonien sind in unserem Sinne nicht Gegensätze. Beide Kulturen besitzen gemeinsame altorientalische Weisheit. Was speziell die Namen anlangt, so haben wir in den uns zugänglichen babylonischen Bruchstücken fünf oder sechs wechselnde Nomenklaturen. Dass unsere Monats- und Wochentagsnamen mit Babylonien zusammenhängen, kann im Prinzip — und nur um dieses handelt es sich! — gar keinem Zweifel unterliegen (zu den Namen s. noch unten S. 33).

„Das Jahr im Frühling — beim Neuerwachen der Natur — anzufangen, war so natürlich, dass dieser Jahresanfang nicht natürlicherweise von Babylon hergeleitet wird. Auch das war naheliegend, den Monat, mit dem das Jahr wechselt, dem doppelgesichtigen Janus zu widmen (man denke an janua „Eingang, Thür“), und fernliegend ist es, darin einen Einfluss der Babylonier auf die Römer zu suchen“ (S. 30).

Ich kann das nicht natürlich finden. Wenigstens für uns ist der Frühlingsanfang, der in den Mittellauf der Sonne fällt, garnicht besonders bemerkbar. Der Herbstanfang war erst recht nicht naheliegend. Das Natürliche wäre gewesen mit der Sommer- oder Wintersonnenwende zu beginnen. Der Frühlingspunkt ist nur astronomisch festzustellen, und wenn man damit das Jahr begann, so setzte das eine hochentwickelte Beobachtung, kurz eine astronomische Wissenschaft voraus. Und wie kommt es denn, dass das Mittelalter neben dem von Rom kommenden christlichen Winterjahr den Anfang des Jahres auf Ostern setzte? Ist das von den Slaven oder Germanen gekommen? Die konnten dergleichen nicht berechnen. Aber der Orient ist die Welt der Astronomie. Im Orient kann man den Himmel beobachten, denn dort kann man am Abend vor Sonnenuntergang und am Morgen vor Sonnenaufgang die Sterne und Sternbilder sehen, bei

denen die Sonne steht. Das können wir nicht am wässrigen abendländischen Himmel. Im Orient weiss jeder Kameeltreiber darin Bescheid. Wenn wir es sehen könnten, wären Irrtümer nicht möglich, wie sie in der erwähnten Schrift vorliegen. Dass der doppelgesichtige Janus und damit der Januar dem Mondgotte heilig ist und vom Orient (selbstverständlich über Ägypten) nach Rom gekommen ist, ist zweifellos. König denkt an janua Thür. Die Bedeutung „Eingang, Thür“ ist sekundär davon abgeleitet, dass Janus am Aus- und Eingang des Jahres steht; daher ist er der Gott aller Eingangs-Thüren und Thore. Die Beschreibung des ältesten Janus bei Plinius (er redet von dem im numanischen Janus geminus aufgestellten Bild) war zweiköpfig und hatte 354 Finger (später nach Einführung des Sonnenjahres durch Cäsar machte man 365 draus!). Janus ist also hier deutlich der Mond. Dazu stimmt auch, dass neben dem häufigen zweiköpfigen Typus auch der vierköpfige vorkommt, zuerst auf dem alten aus Falerii stammenden, später auf dem Forum transitorium aufgestellten Janus. Das bei Roscher II, Sp. 50 reproduzierte bärtige Janusbild auf dem römischen Libral-Ass zeigt deutlich, dass die beiden halbrunden Köpfe den ab- und zunehmenden Mond darstellen. Die Zusammenstellung mit Jana = Diana = Luna erscheint nach alledem durchaus nicht abenteuerlich.

In ähnlichen Irrtümern und Missverständnissen bewegen sich die Ausführungen des E. auf S. 32 ff., die zeigen sollen, dass die Völker Vorderasiens und hauptsächlich die Hebräer relativ selbständig gegenüber der babylonischen Kultur geblieben sind. „Sie hatten ein Alphabet von 22 Buchstaben.“ Ja, das hat sich in einer geschichtlich uns ziemlich dunklen, vielleicht von Babylonien relativ unabhängigen Zeit ausgebildet. Kam es aus Phönizien? Wahrscheinlich. Woher haben es die Phönizier? Das wissen wir noch nicht. Die Frage schwebt zwischen Ägypten und — Babylonien. Aber was haben die „Hebräer“ vorher für eine Schrift gehabt? Die Amarna-Briefe zeigen es: in Kanaan schrieb man babylonisch. Schon daraus, dass man die Sprache kannte, würde sich ergeben, dass man in Kanaan babylonisches

Wissen besass. Niemand lernt lateinisch, ohne wenigstens einiges von Rom zu erfahren. — Für die Unabhängigkeit von Babylonien werden dann auch die Namen der Monate ins Feld geführt. Aber der Name trifft nicht die Sache. Namen kommen und gehen, wie Völker und Staaten; die Sache, um die es sich handelt — die Einteilung des Jahres und der Ausgleich des Sonnen- und Mondjahres — kann nur dort entstanden sein, wo Astronomie studiert worden ist und studiert werden konnte. Dass man nichts von den babylonischen Zeitaltern (Gold, Silber, Kupfer) wusste, wird daraus geschlossen, dass erst im Buche Daniel darauf angespielt wurde. Verfällt der Verfasser nicht in den Irrtum der von ihm bekämpften Schule, die aus dem Schweigen der Quelle über eine Sache auf Unbekanntschaft schliesst? Dass die Freunde E. und K. den Wechsel des „Systems", wie ihn die Präzession des Frühlingspunktes bedingte, nicht billigen mögen, ist nach dem Gesagten nicht verwunderlich. Das Zwillingszeitalter fiel in eine vorläufig noch prähistorische Zeit. Die zwei Jahrtausende babylonischer Geschichte liegen im Stierzeitalter. Daraus erklärt sich, dass in der uns zugänglichen babylonischen Litteratur und in dem von Babylonien während dieser Zeit beeinflussten Kulturgebiet das auf dem Stierzeitalter beruhende System, bei dem der durch den Stier symbolisierte Marduk den Frühlingspunkt beherrscht, die deutlichsten Wirkungen ausgeübt hat. Bei dieser Stelle finde ich einen besonderen Missgriff. Es ist von den Plejaden als dem Wintergestirn die Rede und von den gegenüberstehenden Hyaden als dem Gestirn, das die sommerliche Hälfte der Natur symbolisiert. Der Kritiker würde nicht, wie er S. 33 thut, bezweifeln, dass die Plejaden die „bösen Sieben" sind, wenn er daran dächte, dass sie das Gestirn Nergals, des Gottes der Unterwelt, sind. Nun sagt er aber ausserdem:

„Es wäre doch die reine Willkür gewesen, die Hyaden, d. h. die Regnenden[1] auf die im Orient regenlose Frühlings- und Sommerzeit zu beziehen."

1) „Von denen übrigens auch sieben gezählt werden", wird hinzugefügt. Gewiss, sie werden mit den Plejaden zuweilen verwechselt.

Aber der Name Hyaden ist doch griechisch! Kann man verlangen, dass die Babylonier griechisch gekonnt haben? An derselben Stelle wird bestritten, dass die vier Gespanne Sach. 6, die nach den vier Himmelsgegenden ausgesendet werden, mit den vier Pferden vom Neujahrsrennen[1] zusammenhängen. Sie hingen vielmehr mit den vier Himmelsgegenden zusammen. Gewiss. Aber die vier Himmelsgegenden werden durch die vier Tage, die dem Jahre angehängt werden, symbolisiert. Sie repetieren das Jahresbild nach dem Grundsatz: das Kleine spiegelt das Grosse wieder. Schliesslich stellen sie das Wettrennen der Planeten dar.

Auch über die babylonisch-assyrische Kunst äussert sich der Briefwechsel (S. 24f.). Er giebt nur „Keimartiges" zu, über dem das „Höchste" nicht zu vergessen sei. Hat unsere Kunst das Höchste erreicht? Niemand wird es vom alten Orient behaupten. Aber sie haben doch mehr geleistet, als ihr Kritiker denkt. C. P. Tiele, der weder die Originale noch die Museen studiert hat, kann man nicht als Gegenzeugen gegen einen gründlichen Kenner der Denkmäler ins Feld führen. Als er 1886 in seiner Geschichte schrieb: „die assyrische Bildhauerkunst hat keinen anderen Fortschritt gegen die chaldäische aufzuweisen, als nur die vermehrte Kunstfertigkeit," — kannte er noch nicht einmal die herrlichen uralten Telloh-Statuen, welche Archäologen ihren Inschriften zum Trotz als Erzeugnisse der höchsten griechischen Kunst in Anspruch nehmen wollten, geschweige, dass ihm die Nippur-Funde bekannt sein konnten, aus denen R. Kittel in seiner Schrift „die babylonischen Ausgrabungen und die biblische Urgeschichte" S. 12 mit Recht gewichtige Schlüsse auf eine alte hohe Kunstepoche zieht, die dann wieder abwärts gegangen ist. Der Gang war derselbe wie in Ägypten. Bereits um 3000 beobachten wir in beiden Kulturgebieten Ansätze zu

1) Vgl. H. Winckler, babylonische Kultur S. 6; Arabisch-Semitisch-Orientalisch S. 177.

einer grossartigen Kunst. Später sank die freie schöpferische Kunst herab; an ihre Stelle trat die Stilisierung.[1]

Schlusswort.

Ich bitte, es nicht unfreundlich zu beurteilen, wenn ich für nötig hielt, einzelne Irrungen und Missverständnisse offen zur Sprache zu bringen. Ich habe mich bisher in meinen Publikationen geflissentlich von aller Polemik ferngehalten. Es ist aber jetzt an der Zeit, zu zeigen, wie schwer es der jungen Wissenschaft gemacht ist, Boden zu gewinnen. Es ist neue Gefahr in Verzug, dass die altorientalische Wissenschaft in Misskredit gebracht wird, wie in den Tagen Alfred von Gutschmids. In dem besonderen Falle war eingehende Behandlung auch deshalb nötig, weil die kritisierten Angaben den Massstab dafür bieten sollen, wie hoch die Kultur Babyloniens einzuschätzen ist. Ein Urteil kann darüber nur der abgeben, der in jahrelangem heissen Bemühen sich in die erstaunlich reiche babylonische Geisteswelt versenkt hat. Und wir alle werden von dem getadelten „Babylonikus" noch sehr, sehr viel zu lernen haben.

Der Briefwechsel behandelt das Material, um schliesslich über die Beziehungen der babylonischen Kultur zur Weltgeschichte ein negatives Urteil zu fällen. An der Behauptung, es zeige sich jetzt, dass durch die Erforschung Babyloniens unsere Auffassung[2]

1) Aber welch eine köstliche Stilisierung. Man werfe nur einen Blick in die soeben erschienene, prächtig ausgestattete Schrift von C. Bezold, Ninive und Babylon in den Monographien zur Weltgeschichte XVIII, Velhagen & Klasing. Übrigens hat auch die assyrische Kunst ihre originellen Meister gehabt. Der berühmte „sterbende Löwe" in Nineveh, die „Wildeseljagd" und andere Alabasterreliefs würden den grössten Meistern unserer Tage zur Ehre gereichen.

2) So heisst es. S. 25 sagt König dafür ohne weiteres — und der Wechsel des Ausdrucks ändert doch völlig den Sinn der bekämpften Ansicht: „Gang" der Weltgeschichte. Nein, der wird nicht durch Völker verändert. Das hat niemand behauptet.

von der Weltgeschichte von Grund aus verändert werde, sei nicht nur das „jetzt“, sondern auch das „von Grund aus verändert“ unrichtig. Wir hoffen, gezeigt zu haben, dass der Kritik nicht genügendes Material zu Grunde liegt. Und wenn nun eine erneute Prüfung doch zu positivem Resultat führt? Wäre das nicht gerade vom „positiven“ Standpunkte aus eine unabsehbar wichtige und erfreuliche Entdeckung? Ist nicht gerade damit die noch immer dominierende „liberale“ Anschauung von der geradlinigen, evolutionistischen Entwickelung und vom ewigen Vorwärtsschreiten des Menschengeschlechts von Grund aus erschüttert? Eduard König ist selbst der Meinung, die Entwickelung der Menschheit bewege sich von Wellenberg zu Wellenberg. Könnte er für diese bisher als unerwiesen geltende Behauptung, die das Grundgesetz aller modernen Weltanschauung ins Schwanken bringt, einen wichtigeren Gesinnungsgenossen finden, als in dem von ihm bekämpften „Herolde Babyloniens“?

Und, wenn es so ist, warum zögert man auf Seiten der „positiven Theologie“, sich des neuen Gebietes zu bemächtigen? Wir kehren mit dieser Frage noch einmal zum Ausgangspunkte unsrer Erörterung zurück. Aus einer grösseren Anzahl der von kritisch-theologischer Seite gegen Delitzsch's „Babel und Bibel“ gerichteten Schriften spricht die Besorgnis: die junge Wissenschaft rüttle an dem Heiligtum der biblischen Urkunden. Es ist merkwürdig, wie sich die Situation im Laufe der Jahre geändert hat. In den ersten Jahrzehnten der Keilschriftforschung wurden die Aussagen der Denkmäler in marktschreierischer und reklamehafter Weise für die traditionelle Bibelforschung nutzbar gemacht. In voreiliger Weise wollte man die Fundresultate zur Bestätigung biblischer Angaben ausnutzen.[1] Das Herrnwort von den „schreienden Steinen“ wurde bis zur Ermüdung gemissbraucht. Man stellte sich, als ob jeder babylonische Backstein etwas zu schreien haben müsste zu Gunsten des Alten Testamentes. Es giebt ein prachtvoll ausgestattetes Buch, dessen Verfasser der staunenden Welt

1) Ein Beispiel oben S. 27, Anm. 1.

die Niederschriften Mosis und der Kinder Israel während ihres Wüstenaufenthaltes mitteilt — aus den nabatäischen Inschriften. Auch in Deutschland haben sich nicht alle Forscher von der Sucht nach Sensation frei machen können, und sie haben unter praktischen Theologen, die dem wissenschaftlichen Betriebe fern stehen, immer dankbare Zuhörer gefunden. Auch Missverständnisse haben mitgespielt, bei denen der Wunsch der Vater des Gedankens war. So erinnere ich mich aus neuerer Zeit, in den Blättern gelesen zu haben: die Wand sei jetzt in Babylon blossgelegt, auf der Belsazar das *mene mene tekel upharsin* geschrieben sah; oder: ein Backstein sei gefunden, auf dem die Persönlichkeit Abrahams bezeugt sei. — Ganz im Gegensatz zu solcher banausischen Beurteilung der vorderasiatischen Denkmälerfunde macht sich nun neuerdings die Neigung geltend, die Keilschriftforschung in den Dienst einer destruktiven Kritik zu stellen. In einer unsrer angesehensten theologischen Zeitungen sagte ein Theologe nach Erscheinen der Delitzsch'schen Schrift: „Möchten die Ziegel Babyloniens es erzwingen, dass die hergebrachte Anschauung vom Alten Testament, die Lehre von der Offenbarung, die Theorie von der Bibel endlich schwindet, um einer innerlicheren, lebendigeren und kurz gesagt frömmeren Auffassung Platz zu machen“. — Ich weiss nicht, welche von beiden Beurteilungen der biblisch-babylonischen Beziehungen verkehrter ist. Jedenfalls ist es kein Wunder, wenn bei solchem Wirrwarr das nötige Zusammenarbeiten der alttestamentlichen und der vorderasiatischen Forscher immer von neuem gestört worden ist. — Die „Bedenklichen“ unter den „positiven“ Theologen möchte ich bitten, folgendes zu erwägen. Sofern das Alte Testament Anspruch auf eine fides divina hat als Urkunde der göttlichen Erziehung des Menschengeschlechts, bedarf es keiner Stütze durch Hilfswissenschaften. Hier kann Babel das Verständnis nicht fördern, aber auch die Bibel nicht gefährden trotz alles wissenschaftlichen Sprachengewirrs. Zehn fettgedruckte Stellen in der Lutherbibel genügen, um zu zeigen, wie erhaben der Geist des Alten Testaments über Babylon steht. Aber das Alte Testament hat auch eine mensch-

liche Seite — so grossartig und interessant, dass keine Litteratur der Antike mit ihr in einem Athem genannt werden darf. Vieles blieb dunkel, solange der weltgeschichtliche und kulturgeschichtliche Rahmen verdeckt war, in welchem sich die Geschichte Israels abgespielt hat. Jetzt lichtet sich die Welt rings um Kanaan her. Wir können das Volk des Alten Testaments im Zusammenhange der politischen und kulturellen Kräfte betrachten, aus denen es sich entwickelt hat und die bestimmend auf seine Geschicke eingewirkt haben. Hier kann die Keilschriftforschung wichtige Hilfsdienste thun für das Verständnis der Bibel. Das unvergängliche Kleinod, das Israel besitzt, wird in solcher Umgebung nur um so heller leuchten und auch die fides humana, auf die das einzigartige Litteraturbuch Anspruch hat, wird die Feuerprobe bestehen.

Aber wie man auch urteilen mag. Jedenfalls gilt Huttens Wort heute mehr wie je: „die Wissenschaften blühen, es ist eine Lust zu leben“. Und unser aller Ziel ist das Streben nach Wahrheit. Dabei wird der alte Meister recht behalten:

„— Wer sich selbst und andere kennt,
Wird auch dies erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.“

Druck von August Pries in Leipzig.

ALFRED JEREMIAS

IM KAMPFE UM BABEL UND BIBEL

„Wir können nichts wider die Wahrheit, sondern für die Wahrheit." Paulus

J. C. HINRICHS'SCHE BUCHHANDLUNG, LEIPZIG